

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 12/13

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. Juni 1954

## Im Spiegel

«Die Schweiz»: Der Leiter von «Economie et Humanisme», P. Lebrez O. P., und sein Leitgedanke — 1. Eine Seite über die Schweiz: ihr Lob — ihr Mangel — 2. Unsere erste Reaktion — Ein Versuch zur Besinnung über unseren Auftrag und die Aufgabe der andern.

## Kirche und Welt

Kirche und Staat heute: *Faktoren der Gegenwart*, die zu beachten sind: 1. Das Mündigwerden des *Staates*, doch Warnung vor einer Staatsallzuständigkeit — 2. Mündigwerden des *Volkes*: vom Objekt zum Subjekt — die Toleranzfrage als Beispiel — Die Auswirkung im kirchlichen Raum: andere Form der Ausübung der Jurisdiktion; die Katholische Aktion — 3. Rückgang des Einflusses der sozialen Strukturen auf den Einzelnen — Forderung nach erhöhter persönlicher Verantwortung und nach Gewissensschulung — 4. Der überlastete Staat — 5. Von der Erlösung des Staates: die Kirche als das Lebensprinzip der Völker — *Ergebnis*: ...

## Literatur

Rilke und die Vokabeln seiner Not: Entwicklung in der Beurteilung Rilkes — Präzision des Denkens oder Perfektion des Gefühls — *Rilke und die Psychoanalyse*: Erich Simenauers tiefenpsychologische Studie: Intrapsychische Interpretation von Rilkes Schriften — Ihre Ueberlegenheit gegenüber bisherigen Deutungen — *Guardinis Interpretation*: ihre Stärke — ihre Schwäche — Ein Beispiel zum Vergleich Simenauer-Guardini.

## Kommunismus

Zur West-Ost-Handelsdiskussion: Die Parole: «Durch Welthandel zum Weltfrieden», eine Hoffnung oder eine Falle? — 1. Vorgeschichte: OECE schon lange für Osthandel — Moskau lehnt ab, macht eigene Wirtschaftskonferenz — 2. Moskau dreht anfangs 1953 und verhandelt mit OECE; Ende März 1954 entsteht der Ausschuss zur Förderung der Wirtschaftsbeziehungen wieder — 3. Röpke warnt: Man verkenne das Wesen der Planwirtschaft — 4. Das politische Manöver.

## Politik

Die politische Situation in Italien: 1. *Vorbedingungen* der heutigen Lage: Mängel in der Politik der Mitte — Das Kräfteverhältnis — 2. *Das Menschenmaterial*: Die Jungen — Die Antiklerikalen und Indifferenten — Die Mitte theoretisiert zuviel und handelt zuwenig — 3. *P. C. I.*: *Kern und Peripherie*: Aufbau des Kernes — Gruppen der Peripherie — 4. Die Schulung des Kernes — Die Tarnung der Peripherie — Das Ergebnis.

## «Die Schweiz»

Es ist schon fast ein Jahr her, dass der verdiente Dominikaner, Soziologe und einstige Seeoffizier, L. J. Lebrez, für die katholischen Arbeiter Frankreichs ein Büchlein herausgab mit dem Titel «Civilisation»<sup>1</sup>. Es gründet sich, wie alle Arbeiten von «Economie et Humanisme», nicht auf oberflächliche Eindrücke, sondern auf vielfache Beobachtungen und Interviews mit Leuten entgegengesetzter Richtung. Mit Absicht wurde jedoch von allem wissenschaftlichen Apparat abgesehen, damit das Buch «allen» zugänglich sei. Der Zweck, den diese Schrift verfolgt, soll sein, vom *Konkreten* ausgehend die zivilisatorischen Aufgaben unserer Zeit plastisch zu zeigen; was zugleich nach der Überzeugung Lebrez eine praktische Anleitung zu «Evangelisation» darstellt. Denn ebenso wie jeder, der korrekt das Gebot der Liebe übt, auch zivilisierend wirkt, ob er das weiss und will oder auch nicht, so wirkt im Sinn des Evangeliums jeder, der recht zu «zivilisieren» versteht, ob er das weiss oder nicht. . .

<sup>1</sup> L.-J. Lebrez: «Civilisation», 7 Spiritualité. Les Editions Ouvrières, Paris 13e, 1953. 221 Seiten, broschiert.

Der zweite Teil dieses Buches trägt den Titel: «Auftrieb und Schwerkraft». Darin werden unter anderem auch verschiedene Länder kurz charakterisiert. Die Seite über die Schweiz lautet wie folgt:

«Ein riesiger Garten. — Sein Anfang und sein Ende fallen genau mit des Landes politischen Grenzen zusammen. Mathematisch exakt hört das frische Gras auf an den Rändern der untadelig asphaltierten Strassen. In der Ebene und auf den Hügeln — freistehende Häuser — von erdrückender Vollkommenheit. Schimmernde Dörfer — mit schönen Fensterläden — blumengeschmückt. Industriestädte — sie gleichen Badekurorten.

Steigt man an den Hängen hinauf, wird die Luft noch reiner. Kuhglocken läuten wohlthuend weithin. Tiefer im Tal werden die Wände steiler. Seen spulen ihr längliches blaues Garn ab. Grosse Gletscher kommen unter den Bergspitzen hervor.

Im Verbrauch von Hauselektrizität steht dieses Land an erster Stelle. — Es gibt hier die raschesten Telefonverbindun-

gen. – Nirgends gibt es weniger Elendswohnungen. – Die besten Uhren werden hier gemacht und die genauesten Automaten werden hier konstruiert.

Die Menschen sind nüchtern, solid, methodisch, berechnend. Gutgemachte Arbeit wird nirgends auf der Welt so sehr geschätzt wie hier. Die Fabrikräume sind sauber – wie Paläste. Die Behandlung der Arbeiter ist human. Die Bauern sind wirkliche Bauern, mit einfacher Lebensart; sie sind stolz auf ihr gutes Zuchtvieh und auf ihre mit peinlicher Sorgfalt gepflegten Felder.

Man ist jederzeit gerüstet für den Krieg, in den man nie eintritt.

Man hat soviel Erspartes, dass man nicht weiss, wie es nützlich verwenden.

Die Landwirtschaft hält sich – mit Hilfe von Subventionen – aus Sicherheitsgründen.

Das Bankwesen blüht; es bereichert zugleich die reichen Völker und die Nation.

Alles ist hier so vollkommen, dass die Angst gebannt ist und dass der befruchtende Schock erlittener oder drohender Katastrophen für die ganz grossen Anläufe des Geistes ausbleibt.»

Diese halb wehmütige, halb ironische Betrachtung der Schweiz, die ein Heimweh nach etwas für die Völker, die den «befruchtenden Schock» erlitten haben, Unerreichbarem, wie zugleich ein Gefühl der Überlegenheit verrät, ist trotz ihrer stark vereinfachenden Kürze gewiss des Überlegens wert.

Wir haben sie hierher gesetzt, weil man von Franzosen wie auch von allen durch die Not des Krieges gegangenen Ländern ähnliche Gedanken immer wieder zu hören bekommt. Man antwortet darauf von Schweizer Seite gewöhnlich, indem man den Stiel schnell umkehrt und auf das schaurige Durcheinander der französischen Politik, auf die sozialen Mißstände Italiens, das vom Kommunismus bedroht wird, auf die «schon wieder» erwachende Anmassung der Deutschen hinweist, und dann nach Aufzählung all dieser so handgreiflichen Unterlegenheiten der andern mit der lächelnden Bemerkung schliesst: Ob wohl diese sogenannten «ganz grossen Anläufe des Geistes» (die uns die andern voraus zu haben glauben) wirklich die Schrecken und Schäden erlittener oder drohender Katastrophen (die doch auch uns wenigstens drohten) wert gewesen seien? Damit ist dann meist das Gespräch zu Ende – besser abgebrochen ohne Ergebnis. Man hat sich eben nicht verstanden.

Es fragt sich, ob wir mit so schneller Antwort nicht einen Kurzschluss herstellen.

Ist es zunächst nicht erstaunlich, dass alle diese katastrophenheimgesuchten Länder um uns – trotz ihres so handgreiflich Schlechter-Gestelltseins – bei uns etwas vermissen, das sie selber (wenigstens im Ansatz) zu besitzen glauben? Es kann sich dabei nicht um materielle Werte handeln, da in dieser Hinsicht die Schweiz anerkannterweise allen andern voraus ist. Es kann sich auch nicht um fertige geistige Erkenntnisse, Programme, Durchblicke handeln, da solche doch irgendwie feststellbar sein müssten. Es kann nur darum gehen, dass, geschüttelt durch die erlebten Katastrophen, vielleicht der Geist freier geworden ist, manches in seiner relativen Bedeutungslosigkeit und Kleinheit, vielleicht auch historischen Überlebtheit leichter erkannt wird, woran wir traditionsgemäss noch allzusehr hängen, oder was wir überschätzen; dass, gepackt von der Existenzangst, die gleich einem bodenlosen Abgrund sich unter den Füßen auftut, kühne Unternehmungen gleich Sprüngen gewagt werden, die der Gesicherte, der vieles zu verlieren hat, niemals verantworten würde. Das wäre etwa jene Stosskraft, die den Marxismus in den Zeiten seiner grössten Eroberungen erfüllte, da der Arbeiter «nichts zu verlieren hatte als seine Ketten». Oder jener Schwung, der das Christentum beseelte, da ihm die Welt noch das Reich des Teufels war,

dessen Untergang es schon morgen erwartete. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass solche seelische Situationen zu ausserordentlichen geistigen Aufschwüngen antreiben und befähigen können, wie es auch begrifflich ist, dass Menschen, die in solcher «Luft» leben, versetzt in ruhige und gesicherte Verhältnisse, von einer Art Atemnot befallen werden, dass sie sich «erdrückt» fühlen von so viel Ordnung, Gesicherheit und «fertigem» Werk. Das mag zunächst zum psychologischen Verständnis der von Schock Befallenen gesagt sein.

Ein Anderes ist die Frage, ob jene seelische, geistige Haltung den Nachbarn eine wirkliche Überlegenheit schenkt.

Dazu ist sicher erstens zu sagen, dass jene «geistige Freiheit» zwar – wir haben es schon angedeutet – eine *Möglichkeit* zu neuen grossen Aufschwüngen bietet, aber keine Gewissheit gibt, dass sie tatsächlich erfolgen. Wehe darum dem Menschen oder Volk, die sich freiwillig zu Hasardeuren machen. Die Kühnheit und der Mut, in ungesicherter Lage *auszuharren*, ist bewundernswert. Die Verwegenheit und der Leichtsin, in solche Lage hineinzuspringen, erinnert an Mussolinis «Vivere pericolosamente». Man sagt: «Wer nichts wagt, gewinnt nichts», und man sagt: «Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.» Beide Sätze sind wahr; die Grenzlinie zwischen ihnen ist Sache der Klugheit von Fall zu Fall. Es mag sein, dass die Schweiz dem ersten Satz allzu fremd gegenübersteht im Pochen auf den zweiten. Aber die Frage können wir nicht unterdrücken, ob nicht der Franzose das Erlebnis seiner geistigen Freiheit, d. h. der Möglichkeit ideeller Aufschwünge, so sehr zu lieben in der Gefahr steht, dass er darüber das Handeln vergisst; oder aus Angst, die Freiheit zu verlieren, sich nicht auf eine konkrete Verwirklichung einlassen will. Was aber nützt eine Freiheit, deren krankhafter Narzissmus nur heissgeliebte Qualen verursacht? Die Deutschen haben «gewählt» – und sie stehen im Begriff, die innere Möglichkeit geistiger Aufschwünge zu verlieren zugunsten eines wirtschaftlichen Aufstieges, der den Geist zu erwürgen droht. Die Italiener stehen wie hypnotisiert vor der kommunistischen Gefahr, und der Versuch, sie taktisch zu bannen, verschlingt fast ihre ganze geistige Kraft. Diese konkreten Beispiele sind keine Ermutigung zu grösserem Wagnis.

Gewiss gewinnt das Freisein von Fesseln der Gesicherheit an Bedeutung in Zeiten, die – auf das Ganze der Welt gesehen – sich in einer Umwälzung befinden. Auch die Schweiz wird dieser Umwälzung der ganzen Welt nicht entgehen können. «Ganz grosse Anläufe des Geistes» werden nötig sein, um diese unvermeidlichen Umwälzungen zu bewältigen. Wir scheinen also weniger gerüstet für diese Aufgabe als jene, die schon jetzt allen Ballast abgeworfen haben. Wir scheinen «rückständig» im Zug der Zeit.

Auch das mag teilweise richtig sein. Aber doch nur teilweise insofern als uns eine Umstellung noch bevorsteht, die andere schon vollzogen haben. Aber andererseits muss doch auch gesagt werden, dass die Bewältigung von Umwälzungen – mögen sie noch so gross sein – nur möglich sein wird mit ruhigen Nerven und von Positionen aus, die als unverlierbar gesichert zu gelten haben. Keine Umwälzung darf einfach «Alles» ändern. Dann wird man *überwältigt* und nichts wird *bewältigt*.

Es mag darum gerade die Aufgabe der Schweiz sein, diese unverlierbaren Positionen dem allgemeinen Umbruch beizusteuern und den Pionieren neuer Wege vor Augen zu halten. Wir mögen dann im *Finden* und Aufnehmen des «Neuen» ein wenig hinter den andern zurückstehen, wir werden aber als Katalysator wirken, um das *brauchbare* Neue vom Unbrauchbaren zu scheiden. Eine unscheinbarere, äusserlich weniger glanzvolle Rolle! Aber doch eine nicht weniger wichtige und auch nicht weniger geistige Aufgabe, wenn – ja wenn es uns gelingt, auch die *Aufgabe* der andern (Pioniere zu sein), in die sie nun einmal hineingestellt und auf die sie mit Recht stolz sind (die sie *hoffentlich* nicht verraten werden), grosszügig anzuerkennen.

M. Galli

# Kirche und Staat heute

Es ist heute ein Gemeinplatz geworden, dass mit dem ersten Weltkrieg eine alte Welt untergegangen und eine neue im Entstehen ist. Die Erschütterungen, in denen wir leben, sind die Geburtswehen einer neuen Zeit. Damit ist uns die Aufgabe gestellt, auch die Beziehungen zwischen Kirche und Staat neu zu überdenken und wie in früheren Jahrhunderten eine neue Form zu finden, die unserer Situation gerecht wird. Eine schwere Aufgabe, die nur gelöst werden kann in einer offenen und ehrlichen Diskussion mit klar erkannter Berücksichtigung aller Tatsachen, die die Entwicklung und die Richtung dieses Werdens bestimmen. Ein Festklammern an alte, überlebte Formen wäre für Kirche und Staat gleichermaßen unheilvoll. Die Kirchengeschichte kennt manche verpassten Gelegenheiten. Leo XIII. hat vergebens die Katholiken Frankreichs zum Ralliement aufgefordert. Dadurch ist eine Kluft zwischen der Kirche und bedeutenden Teilen des Volkes entstanden, die man heute mit vieler Mühe zu überbrücken sucht.

Welches sind nun die **Faktoren**, die wir in dieser Besinnung klar vor Augen haben müssen?

## 1.

Das *Mündigwerden des Staates*, ein Prozess, der sich über Jahrhunderte erstreckt und nicht zum Stillstand gekommen ist, weil für einen lebendigen Organismus Stillstehen gleichbedeutend ist mit Tod. Im Mittelalter übernahm die Kirche wegen Versagen des Staates viele Aufgaben, die sie mit dem erwachenden Bewusstsein der staatlichen Eigenzuständigkeit dem Staat abgeben musste. So war das Schulwesen bis in das 19. Jahrhundert eine fast ausschliessliche Angelegenheit der Kirche, ebenso die Kranken- und Armenpflege, Waisen- und Witwenfürsorge; unser moderner Gasthausbetrieb entstand aus den kirchlichen Hospizen des Mittelalters. Heute haben wir Kranken-, Invaliden-, Altersversicherungen usw., die entweder vom Staat direkt geschaffen sind, oder für die er einen gesetzlichen Rahmen aufgestellt hat und die unter seiner Aufsicht stehen. Die Kirche ist heute nicht mehr fähig, diese Last auf sich zu nehmen, weil ihr die finanziellen Mittel fehlen und es auch nicht ihre direkte Aufgabe ist, eine soziale Ordnung zu errichten.

Damit soll die Tätigkeit der Kirche auf diesem Gebiet nicht ausgeschlossen sein, wie dies antikirchliche Hitzköpfe oder Anhänger der Staatsomnipotenz fordern. Auch neben den staatlichen oder gesellschaftlichen Institutionen ist Platz für die kirchliche Caritas. Die Tätigkeit des Staates hat immer einen unpersönlichen, bürokratischen Charakter, dem gerade auf diesem Gebiet die menschlich-persönliche Beziehung fehlt, wie sie auch unmöglich alle Fälle erfassen kann. Hier kann und soll die kirchliche Caritas einspringen. Dasselbe gilt auch für die anderen angeführten Bereiche.

Diese notwendige, naturgegebene Entwicklung darf nicht mit Auswüchsen einer Staatsomnipotenz und Staatsallzuständigkeit verwechselt werden. Wir haben hier echte Verpflichtungen aus dem Gemeinwohl, die in die staatliche Zuständigkeit fallen. Das Freiwerden der Kirche von diesen belastenden Aufgaben erlaubt eine grössere echte «Spiritualisierung» der Kirche und eine vertiefte Erkenntnis sowie intensivere Ausübung ihrer eigentlichen Mission, den Menschen zu Gott zu führen. Über diese Wahrheit sind sich heute alle einig, wenn es auch im Einzelfall immer Schwierigkeiten gibt und geben wird.

## 2.

Die zweite Tatsache, die wir in unserer Betrachtung berücksichtigen müssen, ist das *Mündigwerden des Volkes*. In den früheren Jahrhunderten waren privilegierte Stände die Träger

des Staates. Das Volk war Objekt der Staatsautorität, hatte aber kein Mitspracherecht, nach dem bekannten Axiom der Aufklärung: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Unter der Einwirkung der französischen Revolution erkämpfte sich das Bürgertum im 19. Jahrhundert seinen Platz im Staat. Die heutige Lage wird bestimmt durch das Aufsteigen des vierten Standes und die Abschaffung ständischer Unterschiede im staatlichen Bereich. Das Volk in seiner Gesamtheit ist, wie die Schweizer sagen, der Souverän geworden, und dieser Wandel hat die staatlichen Strukturen einschneidend umgestaltet. Aus Objekt wurde das Volk Subjekt der Staatsautorität.

Diese Entwicklung und ihre Folgen hat Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache 1944 «Benignitas» über die wahre Demokratie eindrucksvoll beschrieben:

«Das ist vielleicht der wichtigste Punkt: Im grellen Schein des Krieges, in der kochenden Glut des Feuerofens, in dem sie eingeschlossen, sind die Völker wie von einer langen Betäubung erwacht. Sie haben gegenüber dem Staat, gegenüber den Staatsmännern eine neue fragende, kritische, misstrauische Haltung eingenommen. Durch bittere Erfahrung belehrt, widersetzen sie sich mit grösserem Nachdruck den ausschliesslichen Befugnissen einer diktatorischen, unkontrollierbaren und unantastbaren Macht und fordern ein Regierungssystem, das mehr im Einklang steht mit der Würde und der Freiheit der Bürger. Bei diesen aufgeregten Menschenmengen hat heute die Überzeugung um sich gegriffen, dass die Welt nicht in den verhängnisvollen Wirbel des Krieges hineingezogen worden wäre, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, die Tätigkeit der öffentlichen Gewalt zu überprüfen und zu berichtigen, und dass es notwendig ist, im Volke selbst wirksame Sicherungen zu schaffen, um für die Zukunft die Wiederholung ähnlicher Katastrophen zu vermeiden. Ist es bei einer solchen Verfassung der Gemüter zu verwundern, wenn die Neigung zur Demokratie die Völker ergreift und weithin die Unterstützung und Zustimmung derer findet, die wirksamer mitarbeiten möchten an den Geschicken der Einzelnen und der Gemeinschaft? Es ist kaum notwendig, zu erwähnen, dass es nach den Weisungen der Kirche keine Pflichtverletzung ist, eine Staatsverfassung in demokratischer Form vorzuziehen, solange dabei die katholische Lehre von dem Ursprung und der Anwendung der Staatsgewalt gewahrt bleibt. Wenn wir an diesem Festtag unsere Aufmerksamkeit der Frage der Demokratie zuwenden, um zu prüfen, nach welchen Richtlinien sie gestaltet sein muss, um eine wahre und echte Demokratie genannt werden zu können, eine Demokratie, die den Verhältnissen der gegenwärtigen Stunde entspricht, so zeigt das klar, dass die Sorge und Bemühung der Kirche nicht so sehr auf ihren Aufbau und ihre äussere Organisation gerichtet sind – Dinge, die von den jedem Volk eigentümlichen Neigungen abhängen –, als vielmehr auf den Menschen als solchen, der, weit entfernt, nur Gegenstand und gleichsam ein passives Element des sozialen Lebens zu sein, vielmehr dessen Träger, Grundlage und Ziel ist und sein muss. Seine eigene Meinung über die ihm auferlegten Pflichten und Opfer aussprechen zu können, nicht gezwungen zu sein zum Gehorchen, ohne erst gehört zu werden: das sind zwei Rechte des Staatsbürgers, die in der Demokratie ihren Ausdruck finden. An der Festigkeit, am Einklang und an den guten Folgen der Verbindung zwischen Staatsbürgern und Staatsregierung kann man ermassen, ob eine Demokratie wirklich gesund und ausgeglichen und wie stark ihre Lebens- und Entfaltungskraft ist. Was sodann Art und Umfang der von allen Staatsbürgern geforderten Opfer betrifft bei der in unserer Zeit so ausgedehnten und einschneidenden staatlichen Gesetzgebung, so erscheint vielen die demokratische Regierungsform als eine von der Vernunft selbst gestellte natürliche Forderung. Wenn man nach mehr Demokratie und besserer Demokratie ruft, so kann ein derartiges Verlangen nur bedeuten, es müsse dem Staatsbürger immer mehr die Möglichkeit gegeben werden, sich eine eigene, persönliche Ansicht zu bilden, ihr Ausdruck zu verleihen und in einer dem Gemeinwohl entsprechenden Weise Geltung zu verschaffen.»

Der Papst legt den Unterschied zwischen Masse und Volk dar und fährt weiter: «In einem Volk, das dieses Namens würdig ist, fühlt der Bürger in sich selbst das Bewusstsein seiner Persönlichkeit, seiner Pflichten und seiner Rechte, seiner eigenen Freiheit, verbunden mit der Achtung vor der Freiheit und Würde der anderen. Jeder hat dem Staat gegenüber das Recht, in Ehren sein persönliches Eigenleben zu führen an dem Posten, an den ihn die Fügung und Führung der göttlichen Vorsehung gestellt hat. Der demokratische Staat muss wie jede andere Regierungsform mit wahrer und wirksamer Autorität ausgestattet sein. Dieselbe unbedingt gültige

Ordnung des Seins und der Zwecke, die den Menschen als autonome Persönlichkeit ausweist, d. h. als Träger von unverletzlichen Pflichten und Rechten, als Ursprung und Ziel seines gesellschaftlichen Lebens, diese Ordnung umfasst auch den Staat als eine notwendige Gesellschaft, bekleidet mit der Autorität, ohne die er weder bestehen noch leben könnte. Da nun diese unbedingt gültige Ordnung im Lichte der gesunden Vernunft, besonders aber im Lichte des christlichen Glaubens keinen anderen Ursprung haben kann als den persönlichen Gott, unseren Schöpfer, so ist es klar, dass die Würde des Menschen die Würde des Ebenbildes Gottes, die Würde des Staates die Würde der von Gott gewollten sittlichen Gemeinschaft, die Würde der öffentlichen Gewalt die Würde ihrer Teilnahme an der Autorität Gottes ist. Dies gilt vor allem für die Demokratie. Soll die Zukunft der Demokratie gehören, dann muss ein wesentlicher Teil der Erfüllung ihrer Aufgaben der Religion Christi und der Kirche zufallen. Die Kirche hat die Aufgabe, der Welt, die sich nach besseren und vollkommeneren Formen der Freiheit sehnt, die erhabenste und notwendigste Botschaft, die es geben kann, zu verkünden: Die Würde des Menschen, seine Berufung zur Kindschaft Gottes.»

Wir haben diese Ansprache ausführlich angeführt, weil sie ein beispielhaftes Eingehen der Kirche auf unsere heutigen Verhältnisse ist. Wenn man sie mit den Kundgebungen der Päpste im 19. Jahrhundert vergleicht, fällt der Unterschied gleich in die Augen. Im letzten Jahrhundert kannten die Päpste in fast allen Ländern den «Obrigkeitsstaat», herausgewachsen aus den Restaurationsbestrebungen. Sie sprachen die Regierungen an in weltlichen Fragen, machten sie aufmerksam auf ihre Pflichten, für das Gemeinwohl nach bestem Wissen und Wollen zu sorgen, warnten vor den sogenannten bürgerlichen Freiheiten, die allerdings in einem liberalistischen Gewand, das heisst losgelöst von jeder moralischen Bindung verkündet wurden. Von den Rechten des Bürgers gegenüber dem Staat fand man, vom religiösen Bereich abgesehen, praktisch nicht viel. Dem Bürger wird der Gehorsam eingeschärft. Heute ist das gesamte Staatsvolk der massgebende Faktor im staatlichen Leben, und wenn die Botschaft der Kirche im weltlichen Raum wirksam sein soll, muss sie diese tiefgehende strukturelle Änderung des Staates berücksichtigen. In allen Kundgebungen wird *dieselbe* Lehre vorgetragen, aber das zeitgeschichtliche Gewand ist der jeweiligen Situation angepasst. Mit wortwörtlichen Anführungen ist nicht gedient. Hier gilt das Schriftwort: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Unsere Aufgabe ist, in diesen früheren Dokumenten die ewige und unveränderliche Wahrheit aus ihrer *zeitbedingten Anpassung* herauszuschälen und sie auf unsere Situation anzuwenden.

Bringen wir ein konkretes Beispiel, das diesen Wechsel veranschaulicht: die *Toleranzfrage*.

Im Jahrhundert des «Obrigkeitsstaates» stellte sich das Problem als Duldung der religiösen Spaltung im staatlichen Raum für die Regierung. Und so wird es von Leo XIII. behandelt. In unserem demokratischen Zeitalter, wo der Bürger nicht nur «Gegenstand oder passives Element» im staatlichen Leben ist, vielmehr dessen «Träger, Grundlage und Ziel», wo der Staat den Menschen als «autonome Persönlichkeit», das heisst als «Träger von unverletzlichen Pflichten und Rechten» anerkennen muss, lautet die Fragestellung anders, und Pius XII. hat sie auch anerkannt in seiner Weihnachtsansprache von 1942 «*Con sempre*» (Marmy Nr. 1034): Der auf der Menschenwürde beruhende naturrechtliche Anspruch auf private und öffentliche Gottesverehrung im staatlichen Raum; oder anders formuliert: das Recht des irrenden religiösen Gewissens gegenüber dem Staat. Es ist das uralte Problem, aber den heutigen Verhältnissen angepasst, und dementsprechend muss auch die Lösung sein. Die Argumentierung mit religiöser Mehrheit oder Minderheit entspricht den Verhältnissen der vergangenen Jahrhunderte und trägt nicht viel zur Lösung unseres heutigen Problems bei. Auch wenn nur ein geringer Prozentsatz andersgläubig ist, so gilt doch für ihn das Naturrecht auf freie Gottesverehrung im staatlichen Bereich, denn auch er ist Träger von unverletzlichen Pflichten und Rechten.

Dieses Mündigwerden des Volkes im Staat hat auch seine *Auswirkung im kirchlichen Raum*. Nicht mit denselben Wirkun-

gen wie dort; das gläubige Kirchenvolk wird nie Träger der kirchlichen Autorität, die den kirchlichen Vorgesetzten übertragen und in seinem Namen ausgeübt würde. Aber in dem Sinn, dass die pastoralen Methoden dieser Tatsache Rechnung tragen müssen. Die kirchliche Jurisdiktion bleibt immer dieselbe, wie auch der Gehorsam. Aber die Forderung des Gehorsams kann heute nicht auf dieselbe Art gestellt werden wie früher. Auf eine andere Wirkung möchten wir hinweisen: die katholische Aktion. Manche glauben, dass ihre Begründung im Priestermangel bestehe oder in der Schwierigkeit für den Klerus, in ein bestimmtes Milieu vorzudringen. Wir glauben, dass diese Tatsachen mehr Anlass als Grund sind. Der wahre Grund besteht in einem recht verstandenen Mündigwerden des gläubigen Volkes und damit in einer aktiveren Teilnahme an der Verantwortung für die Ausbreitung der Kirche.

### 3.

Es ist eine allgemein anerkannte soziologische Tatsache, dass mit fortschreitender Reife *die sozialen Strukturen an Einfluss auf den Einzelmenschen verlieren*. Die Erziehung eines Kleinkindes ähnelt praktisch der Dressur. Die Umgebung prägt fast ausschliesslich sein Verhalten. Mit dem Erwachen der Vernunft wird ein echter Erzieher ihm die Gründe des Handelns klarmachen, ihm Motive für seinen Willen geben und es zu einer immer grösseren persönlichen Verantwortung führen, so dass es auch befähigt wird – wenn nötig – gegen die Umgebung nach seiner Überzeugung leben zu können. Auch im Leben der Völker gibt es ein Kindheitsstadium, in dem die sozialen Strukturen einen entscheidenden Einfluss ausüben, so dass der Einzelne fast nur ein Teil der sozialen Gruppe ist, die ihm sein Denken und Handeln vorschreibt. Es gab immer den einen oder den anderen, der sich gegen das tief in das persönliche Leben einschneidende Gesetz auflehnte, aber das sind Ausnahmen.

Mit fortschreitender Entwicklung des Volkes wird sich der Einzelne immer mehr ein persönliches Leben schaffen. P. Charles macht darauf aufmerksam<sup>1</sup>, dass die Abschliessung der Juden im Ghetto vom Missionsstandpunkt aus das törichteste war, was man tun konnte. Ohne es zu ahnen und zu wollen, hat die abendländische Christenheit und die Kirche das Judentum, menschlich gesehen, gerettet, weil der Jude durch das erzwungene Zusammenleben in seinem Glauben bewahrt wurde. Hätten die Juden zerstreut im christlichen Volk gelebt, so wären sie langsam aber sicher von der christlichen Umgebung aufgesogen worden. In einem Artikel «*Le centenaire de François Xavier*»<sup>2</sup> weist er den Vorwurf zurück, der gegen die Missionsmethode des Heiligen erhoben wird, als ob sie sprunghaft, ohne Plan gewesen sei. Sie war im Gegenteil eine Anpassung an die sozialen Strukturen der zu bekehrten Völker. Der Heilige taufte ohne Bedenken Kinder und Erwachsene ohne lange Vorbereitung, wenn es ihm gelang, die massgebenden Männer, Fürsten und Stammeshäuptlinge für den Glauben zu gewinnen, weil er wusste, dass die starke Verwurzelung in der sozialen Gruppe für die Beharrlichkeit im Glauben sorgte; allerdings hat er nie versäumt, Missionare zu schicken, so weit sie ihm zur Verfügung standen. Sein Wunsch, nach Peking zum Kaiser zu gelangen, beruhte auf dieser Überlegung.

Unsere moderne Welt ist gekennzeichnet durch die Entwurzelung der Menschen. Die Industrialisierung, die raschen Massenverkehrsmittel und andere Faktoren beschleunigen diesen Prozess. Der klassische Aufbau der Gesellschaft in den Stufen Familie, Gemeinde, Volk und Staat vermag heute nur noch einen Teil des wirklichen Lebens zu erfassen.<sup>3</sup> Soziale Strukturen, die früher dem Menschen Hilfe und Schutz boten,

<sup>1</sup> «*Missiologie et acculturation*» in «*Nouvelle Revue théol.*» 1953, S. 29.

<sup>2</sup> «*Nouv. Revue théol.*» 1953, S. 1025 ff.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. Eberhard Müller: «*Die Welt ist anders geworden*», S. 13.

verlieren immer mehr ihren Einfluss. Auch das Dorf, das man krisenfest glaubte, ist in Auflösung begriffen. Die Pfarrei übt trotz aller Neubelebungsversuche keine überzeugende gemeinschaftsbildende Kraft mehr aus wie früher. Dem Staat gegenüber nehmen weite Kreise eine kritische, wenn nicht negative Haltung ein. Andere Lebensgemeinschaften prägen massgebend das Individuum: der Arbeitsplatz oder Betrieb.<sup>4</sup>

Welche praktischen Folgerungen sind aus diesen Tatsachen zu ziehen? E. Gilson hat sie treffend formuliert: «Die Kirche gewinnt die Herzen nicht durch die Institutionen, sondern eher die Institutionen durch die Herzen.»<sup>5</sup> Das wichtige Gebot der Stunde für die Kirche lautet heute dringender denn je: *Gewissenschulung und Aktivierung des christlichen Bewusstseins* des einzelnen Gläubigen, die ihn befähigen, als Sauerteig in seiner entchristlichten Umgebung zu wirken und sie im christlichen Geist umzugestalten. Wenn es gelingt, der Gesellschaft wieder ein lebendiges Christentum einzuhauhen, dann werden auch die staatlichen Institutionen vom christlichen Geist durchdrungen werden. Früher ging der Weg hauptsächlich von oben nach unten, heute umgekehrt von unten nach oben. Früher hat die Kirche ihre Hauptaufmerksamkeit darauf gerichtet, durch Verhandlungen mit den Fürsten und Regierungen die staatlichen Strukturen direkt christlich zu formen. Diese Methode entsprach den Verhältnissen, in denen die Regierung grössere Beständigkeit und Unabhängigkeit vom Willen des Volkes hatte und die staatlichen Strukturen das Volk formten.

Heute hängt die Orientierung im Staat von der öffentlichen Meinung, vom Volk ab; die Regierung ist an ihren Willen gebunden. Wenn die Kirche heute ihren Einfluss im staatlichen Raum geltend machen will, so muss sie sich an den massgebenden Träger des Staatswillens wenden: das Volk. Auch ihre Methode muss sie der Situation anpassen, das heisst sie wird über ihre Gläubigen, die zugleich Staatsbürger sind, auf die staatlichen Belange einwirken. Und hier liegt die Aufgabe der katholischen Aktion und ihrer Spezialbewegungen. Direkte Aufgabe der Kirche ist die Schulung der Gläubigen in der katholischen Aktion. Diese tragen den christlichen Geist in die sozialen Verbindungen und arbeiten als Bürger am Aufbau eines echt christlichen Staates.

Für unsere Zeit gelten die Ausführungen Leclers.<sup>6</sup> «Die Eintracht zwischen beiden Gewalten wird nie ihren vollständigen Ausdruck in den offiziellen Formeln finden. Die juristische Fixierung ihrer Beziehungen kann nicht einfachhin als Mass ihrer wirklichen Zusammenarbeit gelten. Auch das beste Konkordat ist nur soviel wert, wie der gute Wille der Kontrahenten. Die offizielle Regelung – Konkordat oder Trennung – drückt nicht immer den wirklichen Zustand der Beziehungen aus. Pius XI. hat diese Wahrheit sehr geistreich in seiner Ansprache «*Iam annus*» ausgesprochen, als er über die Trennung von Kirche und Staat in Chile sagte: „Im Lichte des katholischen Glaubens ist dieses Regime nicht der katholischen Lehre gemäss. Aber die Trennung ist so wohlwollend gehandhabt, dass man eher von einer freundschaftlichen Verbindung (*amicus convictus*) als von einer Trennung reden kann.“<sup>7</sup>

#### 4.

Den vierten Faktor hoben die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief von 1953 «Aufgaben und Grenzen der Staatsgewalt» hervor: «Wir haben ein Zuviel an Staatsaufgaben – ein Zuwenig an Hoheit; zu viel bürokratischen Apparat – zu wenig Staatsautorität für die hohen sittlichen Aufgaben des Staates. Deshalb ist es notwendig, den Staat von vielen nichtpolitischen Aufgaben zu entlasten.»

<sup>4</sup> Siehe K. Rahner: «Betrieb und Pfarrei», in «Stimmen der Zeit» 1954, S. 401 ff.

<sup>5</sup> «Pour un ordre catholique», Paris 1934, S. 65.

<sup>6</sup> Leclerc SJ: «L'Eglise et la souveraineté de l'Etat», Paris 1944, S. 66.

<sup>7</sup> A. A. S. 1925, S. 642.

Dies war auch das Anliegen Pius XI., als er sein Rundschreiben «*Quadragesimo anno*» über den ständischen Aufbau der Gesellschaft schrieb, die nach dem *Subsidiärprinzip* alle Aufgaben übernehmen soll, zu denen sie fähig ist. Es wäre also verfehlt, ausgerechnet heute den Staat mit religiösen Belangen zu beladen, die nicht zu seinem Aufgabenkreis gehören. Die Fortsetzung des Erlösungswerkes ist ausschliessliche Aufgabe der Kirche und nicht des Staates. Dieser Punkt hängt mit dem vorhergehenden zusammen, insofern es die Aufgabe der Kirche ist, den Einzelnen zu einem Katholiken zu machen, der seine sozialen Verbindungen mit dem katholischen Geist durchdringt. Ist die Gesellschaft wirklich katholisch, mit einem kraftvollen lebendigen Katholizismus, dann wird sich die Umprägung der staatlichen Institutionen wie eine reife Frucht von selbst entwickeln.

#### 5.

Der letzte, wichtigste und immer gültige Faktor ist die Wahrheit, die der Apostel im Römerbrief ausgesprochen hat (Röm. 8,19 s.): «Denn die ganze Schöpfung harret mit Sehnsucht auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Die Schöpfung wurde ja der Vergänglichkeit unterworfen, nicht nach eigenem Willen, sondern um dessentwillen, der sie unterworfen hat, und mit der Hoffnung, dass auch sie, die Schöpfung, von der Knechtschaft der Verderbnis erlöst, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelangen wird. Wir wissen ja, dass die ganze Schöpfung bis zur Stunde seufzt und in Wehen liegt.»<sup>8</sup> Diese Erlösung der ganzen Schöpfung, auch der leblosen, wird nach dem Endgericht voll verwirklicht werden, wie der Apostel Petrus in seinem 2. Brief ausführte: «Wir erwarten aber seiner Verheissung gemäss einen neuen Himmel und eine neue Erde, wo die Gerechtigkeit heimisch ist» (2. Petr. 3,10).

Aber schon jetzt ist die Schöpfung erlöst in actu primo, wie die Theologen sagen. Nur darf nicht übersehen werden, dass eine Erlösung im eigentlichen Sinn nur beim Menschen möglich ist. Die anderen Geschöpfe können nur im analogen Sinn erlöst werden. Wenn also die ganze Schöpfung zu erlösen ist, kann man auch von der *Erlösung des Staates* reden.

Und weil das Erlösungswerk Aufgabe der Kirche ist, hat sie auch dem Staat gegenüber eine Mission zu erfüllen. Nicht in dem Sinn, dass der erlöste Staat eine übernatürliche Gesellschaft wird, ihm wesentlich neue Aufträge erteilt werden. In unserem ersten Artikel haben wir diese Auffassung zurückgewiesen. Der Glaube lehrt uns, dass der Mensch durch die Erbsünde eine wesentliche Verschlechterung an Leib und Seele erlitten hat<sup>9</sup> oder, wie das bekannte Schulaxiom lautet: «Die Natur ist der ihr geschenkten Ausstattung beraubt, verwundet in den naturhaften Fähigkeiten.»<sup>10</sup> Der Mensch wurde verwundet in seinen natürlichen Fähigkeiten, vor allem im Verstand und Willen, so dass er auch die natürlichen Wahrheiten, die dem Verstand zugänglich sind, mit Schwierigkeit erkennt und nicht mit der Sicherheit, die zu seinem sittlichen Handeln notwendig ist; eine Verdunkelung seines Verstandes, wie die Theologen sagen. Auch sein Wille hat nicht die Kraft, immer das erkannte Gute in die Tat umzusetzen. Die Erlösung schenkt uns nicht nur die verlorenen übernatürlichen Güter, gibt uns die Gotteskindschaft, sie heilt auch die Verwundung in den natürlichen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grad. «Wirkung dieser göttlichen Offenbarung ist, dass dasjenige, was in den göttlichen Dingen der menschlichen Vernunft an sich zugänglich ist, auch in der gegenwärtigen Lage des Menschengeschlechtes von allen leicht, mit fester Sicherheit und ohne irgendwelche Beimischung von Irrtum erkannt werden kann.»<sup>11</sup>

Zu diesen göttlichen Dingen gehören auch die natürlichen

<sup>8</sup> Zur Erklärung dieser Stelle siehe Lagrange: «*Épître aux Romains*».

<sup>9</sup> Denzinger 174.

<sup>10</sup> Siehe Pohle-Gummersbach, Dogmatik I, S. 620.

<sup>11</sup> Vatik. Konzil, Denz. 1786.

sittlichen Wahrheiten, die die Grundlage der staatlichen Ordnung sind. Und darin besteht die Erlösung für den Staat, dass der Glaube über die Kirche ihm die zur Erfüllung seiner Aufgabe notwendigen und sicheren Erkenntnisse vermittelt, die er ohne diese Hilfe nur schwer haben könnte.

Durch die Erlösung wird der Staat nicht ein Teil der Kirche, er behält seinen natürlichen Eigenzweck, seine natürliche Eigenständigkeit, seine der Natur des Staates angepassten Mittel. Die Erlösung für den Staat besteht in einer *durch den Glauben geläuterten Humanitas*, die ihre Aufgabe klarer erkennt und vollkommener erfüllt. Je grösser die Bereitschaft ist, die durch die Kirche verkündeten Wahrheiten anzunehmen, um so fähiger wird der Staat zur Durchführung seiner Aufgabe.

### Ergebnis

Kirche und Staat *heute* ist unser Thema. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs, der Gärung, in der «die Welt anders wird». Welche Formen sie annehmen wird, weiss noch niemand. Als Augustinus nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches in dem von den Vandalen belagerten Hippo starb, konnte er nicht voraussehen, dass aus diesem Chaos eine christliche Welt erstehen werde, die heute noch für viele das Ideal geblieben ist. Auch die Beziehung zwischen Kirche und Staat hat heute noch keinen bestimmten Ausdruck gefunden. Aber wir wollen versuchen, die Richtung anzugeben, in der sie sich zu entwickeln scheint.<sup>12</sup>

*Unverändert bleibt das Grundgesetz dieser Beziehungen:* Der Primat des Geistlichen über das Weltliche. Aber wie wirkt sich heute im praktischen Leben dieser Primat aus? Wir können im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Änderung in der Haltung der Kirche gegenüber dem Weltlichen feststellen. Nicht als eine taktische Massnahme, wie die Gegner behaupten, sondern als die Frucht einer langen, oft schmerzlichen Erfahrung. Früher versuchte die Kirche ihre Mission zu erfüllen durch direkte Einflussnahme auf das Weltliche, durch direkte Umformung der sozialen Gemeinschaften, der Institutionen des öffentlichen Lebens mit Hilfe der weltlichen Gewalt, des *brachium saeculare*. Aus dieser Praxis haben die Theologen die Lehre der *potestas directa* herausgearbeitet.

Heute sucht die Kirche, ohne den Einfluss der staatlichen Strukturen zu verkennen, die Gesellschaft zu verchristlichen über das Gewissen des einzelnen Gläubigen, der, wie *Leo XIII.* (!) sagt, «zugleich Bürger ist». Den Aufbau einer christlichen Welt überlässt sie den Mitgliedern ihrer verschiedenen Gliederungen, denen sie durch ihre autoritative Lehrgewalt die christlichen Prinzipien verkündet. Die Aufgaben bleiben immer dieselben, aber sie verwirklicht sie mit anderen Methoden. Die kirchliche Gewalt ist eine echte, wahre Jurisdiktion, aber eine Gewalt über die Seelen und dadurch auch mit einer Rückwirkung im Weltlichen, weil der Mensch kein reiner Geist ist. Die kirchliche Gewalt ist geistlich, und rein geistlich, wie Bellarmin klar herausstellt, ohne aber damals schon alle Folgen daraus ziehen zu können.

Je geistlicher diese Gewalt der Kirche aufgefasst wird, umso tiefer kann sie das Weltliche durchdringen. Heute bewahrt die Kirche eine grössere Distanz zum Weltlichen und zum politischen Leben als früher. Aber das bedeutet keine Desinteressierung am Weltlichen. Man spricht von einer fortschreitenden «Spiritualisierung» der Kirche, die aber nicht mit Begrenzung und Einengung der Wirkungstätigkeit der Kirche gleichzusetzen ist. Die ganze Schöpfung seufzt nach der Erlösung. De Lubac (S. 343) hebt dies hervor:

«Die Behauptung, die Gewalt der Kirche ist geistlich, eine Gewalt über die Gewissen, sagt nicht, dass dadurch irgendein Gebiet des mensch-

lichen Gedankens oder Handelns der Kirche verschlossen würde. Denn es gibt keinen Bereich, so profan er auch scheint, an dem nicht auf die eine oder andere Art auch der Glaube oder die Moral interessiert ist. Das Christentum ist universal, hat man gesagt, nicht nur in dem Sinn, dass alle Menschen in Christus ihren Erlöser anzuerkennen haben, sondern auch in dem Sinn, dass der ganze Mensch in Christus sein Heil findet. Die Kirche ist also auch katholisch, weil ihr nichts Menschliches fremd bleiben darf. Die Spiritualisierung bedeutet nicht eine Einschränkung ihrer Wirkungskraft, sondern eine eifersüchtige Bewahrung der Reinheit ihres Wesens, indem von ihr jede Wirkungsart zurückzuweisen ist, die die Kirche herabsetzen würde. Wie es einen christlichen Gedanken gibt, so muss es auch eine christliche Kultur geben, und wie es eine christliche Philosophie gibt, so auch eine christliche Gesellschaft. Aber um sie zu fördern, ist es verfehlt, aus der weltlichen Gewalt ein Instrument der geistlichen Gewalt zu machen, wie aus der Philosophie die Sklavin der Theologie. *Non ancilla, nisi libera*. Beide Ordnungen müssen ihre Autonomie bewahren, selbst in den Punkten, wo das Weltliche dem Geistlichen untergeordnet ist. *Botin Christi*, bevormundet die Kirche nicht den Staat, sondern sie adelt ihn, sie inspiriert ihn, ein christlicher, das heisst menschlicherer Staat zu sein.»

Ein anschauliches Beispiel der Spiritualisierung der Kirche ist die *Geschichte des Kirchenstaates*. Im Mittelalter und bis in die Neuzeit hat sich der Heilige Stuhl, um seine Freiheit zu bewahren, auf einen ihm gehörenden weltlichen Staat gestützt. Die Folge dieser für die damalige Zeit notwendigen Sachlage war, wie Lecler schreibt<sup>13</sup>, ein fortschreitendes Hineingleiten der Kirche in die weltlichen und politischen Auseinandersetzungen, eine antiklerikale Reaktion bei den Einzelnen und den Gemeinschaften, politische Konflikte mit den weltlichen Gewalten. Es lag im Plan der göttlichen Vorsehung, dass dieser historische Kirchenstaat untergehen musste. Artikel 2 des *Lateranvertrags* sagt: Italien anerkennt die Souveränität des Heiligen Stuhles im internationalen Bereich als eine Eigenschaft, die mit seiner Natur notwendig verknüpft ist (*attributum naturae suae inhaerens*). In seinen verschiedenen Ansprachen nach dem *Lateranvertrag* hat *Pius XI.* oft darauf hingewiesen – weil viele es noch nicht verstanden haben –, dass der Heilige Stuhl sich mit einem Minimum von Staatsgebiet begnüge; denn der ganze Sinn dieser paar Quadratkilometer ist, im weltlichen Bereich die geistliche Souveränität der Kirche sichtbar auszudrücken. In einer Ansprache an die Fastenprediger<sup>14</sup> vergleicht er das kleine Gebiet mit dem Leib des hl. Franz von Assisi und anderen Heiligen, die nur so viel Leib bewahrt haben, um heilig leben und handeln zu können.

Der Wandel, der sich hier vollzogen hat, gilt für die gesamte Kirche. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, hatte der göttliche Stifter gesagt. Aber es ist in dieser Welt. Es ist keine leichte Aufgabe, das grundlegende Paradoxon des Evangeliums zu verwirklichen, das darin besteht, dass die Kirche den weltlichen Bereich kraftvoll beeinflussen muss, ihn umformen, ohne sich mit ihm zu identifizieren oder sich darin zu verlieren.<sup>15</sup>

Wir wissen, dass die Kirche immer den Beistand des Heiligen Geistes hat und dass sie nie untergehen wird, und daraus folgt unser uneingeschränkter kindlicher Gehorsam. Wir wissen aber auch, dass die Kirche, solange sie unterwegs zum Herrn ist, dem Gesetz des Menschlichen unterworfen ist, und daher unsere echt christliche Demut. *Vox temporis, vox Dei*, ist ein alter christlicher Spruch, der auch noch heute gilt. Wir wollen schliessen mit den Worten de Lubacs: «Die Juden haben geweint über die untergegangene Stadt Sion. Auch die mittelalterliche Welt ist untergegangen, aber wir wollen nicht weinen und klagen, sondern mitarbeiten an einer neuen Gesellschaft, die christlicher und daher menschlicher sein soll; ein neues Mittelalter, das aber keine Kopie des früheren sein darf. Wenn wir einen lebendigen Glauben im Herzen haben, ist diese Gesellschaft möglich. Sie wird nicht in einem Tag erbaut; aber es wäre Sünde, daran zu zweifeln.»<sup>16</sup>

Prof. A. Gommenginger

<sup>13</sup> L. c. S. 112.

<sup>14</sup> A. A. S. 1929, S. 108.

<sup>15</sup> De Lubac: «Rev. des sc. rel.», S. 343, Anm. 1.

<sup>16</sup> De Lubac, S. 352.

<sup>12</sup> Leclerc SJ.: «L'Eglise et la souveraineté de l'Etat», Paris 1944; Melzi: «Chiesa e Stato II. Problemi» in *Scuola catt.* 1953, S. 249 ff.; Sammelwerk: «Tolérance et Communauté humaine», Paris 1952.



# Rilke und die Vokabeln seiner Not

Als vor einigen Jahren Eudo C. Masons «Zopf des Münchhausen» erschien, eine Studie im Hinblick auf Rilke, die sich mit dessen weltanschaulichem Eklektizismus und Relativismus zu beschäftigen begann, mit Rilkes frivolem Reden über Gott und seinen religionsstifterischen Neigungen, erlaubte ich mir, in dieser Zeitschrift<sup>1</sup> darauf hinzuweisen, dass man im Jahrhundert der Tiefenpsychologie seltsamerweise noch nicht darauf verfallen sei, auch einmal Rilkes *Unbewusstes* in Betracht zu ziehen.

Denn man argumentierte und analysierte nur immer in Rilkes Bewusstseinsraum und in seiner rationalen Schicht, obwohl man hier doch einen Dichter und eine Dichtung vor sich hatte und keine philosophischen Traktate, und obwohl Rilke immer rasch bereit gewesen war, von einem «inneren Diktat» zu reden, und die dritte Duineser Elegie geschrieben hatte, die «psychoanalytische». Denn eben noch hatte einer als das Ziel seiner Arbeit bezeichnet, «die Lebens- und Weltanschauung Rilkes im Sinne einer Philosophie herauszuarbeiten» und erklärt, er führe philosophisch nur aus, was der Dichter leider nicht klar genug getan habe, obwohl er gerade in seinem Hauptwerk (den «Duineser Elegien») mehr Philosoph als Dichter sei, und sein Werk eine spekulative Gedankendichtung, im besondern eine Metaphysik der Liebe und eine Deutung des Daseins. Und doch konnte nichts verfehlter erscheinen, als den Empiriker des Herzens zum spekulativen Philosophen zu machen; denn hatte nicht Kassner gesagt, bei Rilke habe der Verstand sich um das Gefühl herum angesetzt, und hatte nicht Mason einmal geschrieben, es sei Rilkes Weltanschauung gewesen, *keine* Weltanschauung zu haben, sondern die Begriffe, Definitionen und Kategorien der Philosophie in Nuancen aufzulösen? Das Ergebnis war denn auch immer das gleiche gewesen. Aus dem Genie der vorgeschobenen inneren Erfahrungen war unter den Händen philosophierender Doktoranden ein mässiges Talent geworden, und Rilke, auf die Gehirnseite verschoben, war immer ganz genau dorthin geraten, wo ihn jeder Kandidat der Philosophie zu verbessern und zu korrigieren vermochte (eben «philosophisch ausführend, was der Dichter leider nicht klar genug getan hatte»).

Bei all diesen Unternehmungen war stets nur das eine deutlich geworden, dieses, dass Rilkes differenzierteste Funktion gar nicht das Denken gewesen war, sondern das Fühlen. Darum konnte Mason auch sagen: «Alles scheinbar Aprioristische bei Rilke stellt sich zuletzt als leidenschaftlicher Empirismus des Herzens heraus. Nicht von einer transzendenten Idee und nicht vom absoluten Geist geht er aus, sondern vom Einzelnen, Konkreten, So-Seienden, unmittelbar Erlebten»; und Holthusen erklärte (1951): Was Rilke erstrebt hat und auf was es ihm ankam, war nicht die Präzision des Denkens, sondern die Perfektion des Gefühls. Aber das alles hat offenbar keinen daran gehindert, Rilkes Dichtung philosophisch zu zerdehnen und weiterhin mit Rilkes Worten umzugehen, als ob sie isolierbar wären, als ob man sie gebrauchen könne wie – sagen wir – scholastische Begriffe.

Nur einen gab es, der einmal einen andern Weg ging, und der sich, schon in den Dreissigerjahren, um etwas anderes bemühte als um Rilkes «Begriff des reinen Bezugs» und den «Sucher des Seins im Ding», sondern der sich interessierte für so dubiose Phänomene wie Rilkes libidinöse Einstellung zum eigenen Ich, die Bewusstseinsabgleitungen im «Malte», Rilkes Mutterhass und seine Tendenz zur Pervertierung der Liebe. Natürlich kam der junge Mann aus Wien (wo hätte er denn sonst herkommen dürfen mit solcher Wissenschaft?), und natürlich wurde seine Dissertation auch totgeschwiegen. Nur

einer machte sich einmal über sie lustig und zitierte sie mokant in einer Anmerkung, und von da an wussten einige, die sich für solches interessieren konnten, dass es wenigstens so etwas gab.

Aber sie wurden enttäuscht, denn *Ludwig Hoffmanns* Studie über Gehalt und Gestalt von Rilkes Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge war zu früh erschienen. Mit dem fragmentarischen Material nämlich, das um die Mitte der Dreissigerjahre zur Verfügung stand, war noch nicht viel anzufangen, und allzuvieles musste hypothetisch bleiben, fragwürdig, unwahrscheinlich.

Denn was wusste man damals schon über Rilkes höchst kompliziertes Verhältnis zu Lou, was über die Prager Jahre, was über die Hintergründe der Rilkeschen Ehe und die überstürzt beschlossene Heirat? Der Band der «Späten Gedichte» war noch nicht erschienen, die Briefe aus Muzot waren erst in Vorbereitung, und vom Briefwechsel mit der Fürstin Taxis wusste man nicht mehr, als was man für die gekürzt edierten Bände des Inselverlages für gut befunden hatte. Man wusste weder etwas von «Benvenuta» noch von der Eskapade mit Loulou Albert-Lazard, ja selbst die Göttinger Handschrift vom «Stundenbuch» ruhte noch unter Verschluss. Die Hagiographen und Legendenschreiber erschöpften sich noch in Begeisterung, und von tiefenpsychologischen Querschüssen liess man sich damals in seiner Adoration nicht stören. Denn: Rilke und die Psychoanalyse, das kam doch gar nicht in Betracht.

## Simenauer

Mit der Zeit allerdings kam das dann doch in Betracht. Denn als *Elsie M. Butler* mit ihrem «Rilke» (Cambridge, 1946) die Gemeinde aller Gläubigen schockierte, als *Kassner* angefangen hatte, sich über dies und jenes öffentlich und privatim zu äussern, gewisse Damen sich in Indiskretionen überboten und aus der Sammlung *A. v. Mises* der «Ewald Tragy» erschien, die gallenbittere Geschichte von «zu Hause», die nie vor Rilkes Tod im Druck erschienen war, fand man es allmählich an der Zeit, sich noch um etwas anderes zu kümmern als um existenzphilosophische Distinktionen. Als ich um 1950 über Rilkes Unrast und Hypochondrie schrieb und über seine narzisstische Grundhaltung, gab es zwar noch ein Geschrei. Man warf mir vor, den «reinsten und zartesten Geist der Epoche» verunglimpft zu haben; aber zwei oder drei interessierten sich nun doch schon angelegentlich für diese Dinge, und anderthalb Jahre später schrieb *Weitzel* seine Marburger Dissertation über «Sexus und Eros bei Rilke», über Rilkes «pseudoreligiösen Magismus» und seine «dämonische Geschlechtlichkeit». Der entscheidende Vorstoss aber begann im vergangenen Jahre. Von *Demetz* erschien das Buch «Rilkes Prager Jahre», das der sentimental Stilisierung von Rilkes Jugend massiv gegen den Strich fuhr, und kurz darnach bekam man den 780 Seiten starken Band von *Erich Simenauer* in die Hand, eine tiefenpsychologische Studie über Rilkes Leben und Werk.<sup>2</sup>

Damit war es nun endlich so weit, dass um Rilke nach dem existenzphilosophischen auch das tiefenpsychologische Gespräch begann. Beginnen könnte, müsste man allerdings sagen, denn so rasch wird das wohl kaum vonstatten gehen. Die innerhalb der Rilkeforschung Schaffenden sind zwar philosophisch und philosophisch durchtrainiert, aber die psychoanalytische Prozedur beherrschen sie weit weniger. Dazu kommt noch das Diffizile der Rilkeschen Ambivalenz und

<sup>2</sup> Erich Simenauer: «Rainer Maria Rilke. Legende und Mythos». Schauinsland-Verlag, Frankfurt a. M., und Paul Haupt-Verlag, Bern, 1953.

<sup>1</sup> Vgl. «Orientierung» Nr. 7 u. 8, 14. Jahrgang, 1950.

Ambitendenz, die es zu erlauben scheint, aus Rilkes Schriften alles zu beweisen oder gar nichts, dieses oder auch das Gegenteil. So hasste Rilke zwar seine Mutter, aber sein Hass war eine verhinderte Liebe, und für den Hass und für die Liebe sind Beweise vorzubringen. Seinen Vater schien Rilke geliebt zu haben, dafür gibt es eindeutig scheinende Belege; aber seltsamerweise bekam Rilke, wie Simenauer interessanterweise festgestellt hat, an fast jedem Todestag des Vaters einen Schnupfen, und eines Tages brach, als er am «Malte» schrieb, der sonst unter konventionellen Höflichkeiten verborgene Vaterhass aus, in jener ungeheuerlichen Szene mit dem Herzstich. Denn als Malte sah, dass der Arzt das Herz seines toten Vaters nun ganz durchstochen hatte, «spürte er in sich ein warmes doppeltes Klopfen, und dieses Klopfen war», heisst es, «was das Tempo betrifft, beinahe schadenfroh». Warum schadenfroh? Aber das Wort steht da und ist nicht wegzudisputieren. Und so ist vieles. Auch das gewagte Spiel mit den Defäkationssymbolen ist mit allen seinen Untergründen nicht leicht zu durchschauen. Man lese einmal den «Malte», um davon eine Ahnung zu bekommen. Und dann seine Neigung, das «Namenlose» zu preisen und dort in imaginäre Abstammungen auszuweichen, um nicht nur ein Rilke aus Prag zu sein, sondern, wie er einmal allen Ernstes sagte, ein Abkömmling des grossen königlichen Prinzen Condé! Das alles sind zwar Fakten von oft fraglichem Gewicht, aber immerhin Fakten, und man wird sie nicht mehr übersehen dürfen.

Denn man hat bisher allzuvielen übersehen, Persönliches, Intimes, das vom Menschen her ins Werk hinübergriff. Man interpretierte die Elegien ästhetisch, philosophisch, symbolistisch, existentialistisch; aber die intrapsychischen Erlebnisse, aus denen sie hervorgegangen waren, interpretierte man nicht. Und so hatte man oft eine Dimension zu wenig, die Dimension des Menschlichen, Persönlichen und Individuellen. Zwar die «Eingeweihten» flüsterten und erklärten sich vieles, aber vor versammelter Gemeinde redeten sie nur ästhetisch-literarisch und trieben geschickte Wortspiele («Schmockereien», hätte Karl Kraus gesagt). Sie taten, als ob es nur die Dichtung gäbe und nichts davor und nichts dahinter und keinen Menschen, von dem sie ausgegangen war. Und doch konnte man im «Malte» lesen: *«Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle – es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muss man viele Städte sehen, Menschen und Dinge; man muss die Tiere kennen. . . Man muss zurückdenken können an unerwartete Begegnungen und Abschiede, die man lange kommen sah, an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man kränken musste. . . , an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen. . . Man muss Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der anderen gleich. . . Und es genügt auch noch nicht, dass man Erinnerungen hat. Man muss sie vergessen können, wenn es viele sind und man muss die grosse Geduld haben, zu warten, dass sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, dass in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.»*

Wovon ausgeht? Aus der Mitte der Erinnerungen und Erfahrung, aus dem Material des eigenen Lebens. Nicht aus irgendeiner Kindheit, sondern aus der eigenen, nicht von irgendwelchen Eltern her, sondern von den eigenen. Man weiss das, aber man zieht keine Konsequenzen daraus und zeigt sich indigniert, wenn einmal einer kommt und deutlich wird.

Als ob man Rilke damit allzunahe träte, ihm, der sich selbst so deutlich ausgesprochen hat, weil er «das Ungefähre hasste», ihm, der sich nicht scheute, von einem Dante zu sagen: «Dante, in dem die Not ganz gross wurde, kam nur auf dem ungeheuren Bogen seines gigantisch *ausweichenden* Gedichtes um die Liebe herum.» So etwas werden ihm die «Objektivist» kaum verzeihen können: der Tiefenpsychologe aber macht sich seinen Reim! Denn *wer* spricht hier von *wem*? . . . Und von wessen

Dichtung wäre das mit grösserer Berechtigung zu sagen? . . . Aber Rilkes Interpreten waren immer viel diskreter als Rilke selbst. Sie zärtelten um ihn herum, damit ihm ja nichts abgebrochen würde. Er aber schrieb seine, wenn man sie genau nimmt, in vielem höchst persönlichen, höchst subjektiven «Duineser Elegien».

Aber man wich ins Allgemeine aus und gab auch der Interpretation der «Duineser Elegien» einen Zug von pädagogischer Präponderanz und nur dort, wo es wirklich nicht mehr anders ging, griff man auf die wirklichen Menschen zurück, auf Rilkes Vater, auf Rilkes Mutter und auf René. Was aber hätte entstehen können, wenn man die biographischen Bezüge dichter gehalten hätte? Nicht durch Hinweise auf Anekdotisches und Aufenthaltsorte und bildungsmässige Akzidentien und das oft nur sekundäre Material, das man sich fleissig aus vielen Briefen herauslesen kann, sondern durch einen Griff in jene Tiefenschichten, wo der Dichter «die Vokabeln seiner Not» fand. Aus dem Gequälten machte man oft einen Propheten, aus den Schreien eines Ertrinkenden hohe Worte der Verkündigung und aus den Symptomen einer Neurose eine Philosophie, und indem man das «Ich» ins «Wir» hinübertransponierte, setzte man auf die «Duineser Elegien» einen falschen Akzent. Denn sie reden von Rilke und nicht von dir und mir; *von seiner sehr extremen Situation*, und nicht von irgendeiner, *von seiner* Kontaktschwäche und Liebesunfähigkeit, *seinem* Zurückweichen vor jedem Du, *seinen* Bedenklichkeiten, *seinem* ewigen Abwehren; Neinsagen, lieber Mit-sich-alleinbleiben-wollen.

Guardini

Man lese aber fast die ganze zweite Elegie bei Guardini nach (in seiner auf Jahresende noch erschienenen Gesamtinterpretation der «Duineser Elegien»<sup>3</sup>) und man wird auch hier wieder erstaunt sein über den Versuch, *uns, die Leser, mit Komplikationen zu befaßten, die doch ganz spezifisch Rilkes Komplikationen sind*, weil uns hier Narziss seine Befürchtungen vorführt, wir aber nun durch die Interpretation mit seinen Ängsten vermengt werden. Kann man aus solchen Extremismen Exemplifizierendes ableiten? Statt von Rilke zu reden, redet man von uns und so, als ob es bei *uns* so wäre. Bei diesem oder jenem mag das so sein, aber ein Allgemeines trifft das nicht (das wäre nicht mehr auszuhalten). Und ausserdem: hat es denn ein solches Sprechen von sich und immer wieder von sich noch nie gegeben? Von wem spricht denn Hermann Hesse beispielsweise, wenn nicht immer nur von sich und den Verwandlungen seines Lebens und den leisen Veränderungen seiner seelischen Aggregatzustände? Sass Rilke nicht stets vor dem Vorhang seines Herzens und sah sich zu und fand sich ungeheuer interessant und «hatte kein Fenster mehr auf die Menschen, endgültigerweise»? Wie wäre es, muss man sich also fragen, wenn man von uns einmal absehen würde, wenn man einmal *Rilke* wirklich aus Rilke zu interpretieren versuchte, und nicht mehr auf dem Umweg über uns und das «Wir» und das verwischend Allgemeine? Nähme das der Rilkeschen Dichtung etwas, wäre sie dann weniger Kunst?

Auch Guardini hat sich also leider nicht entschliessen können, Rilke aus Rilke zu kommentieren. Er fand, das «führe über den Rahmen seiner Arbeit hinaus». Aber darum sind nun manche Seiten seines Buches etwas flau geblieben und trotz aller Bemühung und trotz aller Subtilität im Wenden und Drehen der Worte, im geschickten Paraphrasieren und Transponieren bleibt man oft an entscheidenden Stellen im Ungefähren. Wie eigentümlich unbestimmt ist die Deutung der Verse 18–27 der zweiten Elegie (wo das zentrale Thema aller Elegien angeschlagen wird in den klagenden Versen: «Wir, wo wir fühlen, verflüchtigen, ach wir atmen uns aus und dahin. . .»), und wie gewinnen die Verse Kontur und Profil, wenn sich Guardini end-

<sup>3</sup> Romano Guardini: «Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins». Eine Interpretation der Duineser Elegien. Kösel-Verlag, München, 1953.



lich entschliesst, zu gestehen, es «helfe zum Verständnis, wenn man nun einiges aus dem Leben Rilkes hinzunehme» (auf Seite 154ff und innerhalb der vierten Elegie). Allerdings, an dieser Stelle war nun wirklich nicht mehr auszuweichen; denn dort wird geredet vom Allerprivatesten und Allerintimsten, von Josef und René Rilke höchstpersönlich und von ihrem komplizierten Zueinander und Voneinander. Und doch verdeckt sich Guardini dann wieder die Tiefenbezüge, denn schon sechs Seiten später schreibt er: «Im übrigen bildet dieser Text die zweite Stelle, wo die Elegien vom persönlichen Leben Rilkes sprechen.» Als ob sie nicht immer von Rilke sprächen, als ob nur da oder dort und hin und wieder.

Dieses Absehenwollen vom individuellen Bereich mit seinen seelischen Zwängen und Konfusionen aber bringt es dann mit sich, dass an gewissen Stellen das Auseinanderfallen droht. Denn zuerst verlockt uns Guardini auf Wege, zieht uns hinein in die Rilkeschen Erfühlungen mit einer oft erstaunlichen Supplesse und Spürigkeit; wir gleiten und wissen nicht wie – aber dann plötzlich, fast brüsk, dreht Guardini sich um und sagt: Das alles ist falsch. Und dann fängt er an zu philosophieren und argumentieren und am Ende weiss man: man ist wieder in eine Sackgasse geraten, in eine Rilkesche Verdrehung. Gewiss, es bräuchte oft gar keiner philosophischen Umwege, um das *zum voraus falsche* vieler Rilkeschen Richtungen einzu-sehen; aber es ist eben auch so, wie Holthusen gesagt hat: «Manche Ideen dieses Dichters können auf verworrene und unscharfe Geister einen verderblichen Einfluss ausüben, und gewisse suggestive Kadenz und Melismen seiner lyrischen Diktion wirken auf poetische Gemüter wie Gift.» Und so wundert man sich, dass Guardini oft so lange wartet, oft bis ans äusserste Ende.

Und doch war er es, der einmal, vor fünfzehn Jahren, in seinem Traktat über «Die letzten Dinge» geschrieben hat: «Rilke ist ein wunderbarer Dichter, aber wunderbare Dichter haben die gefährliche Gabe, Dinge, die nicht wahr sind, so sagen zu können, als wären sie es.» Das war 1940, und es ging damals um den «vertraulichen Tod» der neunten Elegie. Dieser «vertrauliche Tod» kam ihm frivol vor, als eine überspannte Redensart, und darum schrieb er weiter: «Wer ein gutes Ohr hat, hört aus seinen Werken, wie wenig Rilke selbst seine Botschaft geglaubt hat.» Aber diese Einsicht hat er dann schon ein Jahr später in der Erstausgabe seines (damals noch fragmentarischen) Elegienkommentars gestrichen und erst 1953 (in der Gesamtinterpretation) wagte er sich wieder mit seinem Zweifel hervor; an der gewissen Stelle mit einem sehr leisen, sehr sordinierten Zweifel, um erst fünfzig Seiten später, am Ende der zehnten Elegie, mit der Unterscheidung des Christlichen einzusetzen und zu sagen, dass «die Bilder der Elegien... dem Tod seinen Ernst nehmen». Aber wie spät kommt das und wohin ist inzwischen der Leser geraten! Man wird sich fragen dürfen, ob es die Pflicht des Interpreten ist, mit seinem Widerstand zurückzuhalten bis der Leser einfach nicht mehr weiter weiss und mitten in der Verwirrung ist, oder ob es nicht angebrachter wäre, schon jene Stellen zu bezeichnen, wo die Abweichung beginnt und die Rilkesche Verdrehung.

Aber natürlich, wer so viel Lust am Kommentieren hat

wie Guardini, lässt sich nicht gern in seiner Arbeit stören. Wenn einer so «ganz Ohr» ist, kann es ihn hart ankommen, den Lauf zu unterbrechen und mit philosophischen oder theologischen Unterscheidungen wider den Strich zu fahren. Ein Simenauer hat es hier leichter, denn für Simenauer sind die Rilkeschen Verse nicht Gelegenheiten, sich in sie einzufühlen, sondern sie sind Material für seine Thesen. Er ist immer sprungbereit, er will etwas beweisen. Er macht das sehr geschickt, aber unter seinem resoluten Zugriff kommt oft Rilke nicht mehr zum Zug. So hat eben jede Methode ihre Fatalitäten.

### Ein Vergleich

Aber Simenauer bleibt immer dicht am biographischen Stoff und lässt das Individuum nicht aus den Augen, und was dabei herauskommt, kann man an einem kleinen Vergleich ermessen. Die Verse 46–48 der zweiten Elegie («Seht, mir geschieht, dass meine Hände einander inne werden, oder dass mein gebrauchtes Gesicht in ihnen sich schont») paraphrasiert Guardini im Zusammenhang mit einer Unsicherheit des Rilkeschen Persongefühls. «Er legt sein gebrauchtes, müdes, nach Bergung verlangendes Gesicht in diese Hände, dann fühlt er ihren Schutz, und sie fühlen sein Einschliefen.» Schön, das scheint plausibel zu sein; aber Simenauer sieht dahinter noch, was Guardini nicht zu sehen vermochte, dass hier *Narkissos prunkt mit einem Mehr an Empfindung gegenüber den Liebenden* («Liebende... Ihr greift euch. Habt ihr Beweise?»). Sie, «die Liebenden, werden zu Lügner, zu Hochstaplern des Gefühls, während die Zärtlichkeit der eigenen Hände wenigstens nicht täuscht», sagt Simenauer. Und das ist viel genauer und den untergründigen Strömungen der Elegien angemessener. Das ist der Schuss ins Schwarze, der Guardini nicht gelingen konnte, weil er von Rilke absah und vor das «Ich» das «Wir» schob. Es ist schade, dass Guardini das nicht eingesehen hat; denn er wäre in der Lage gewesen (gerade er mit seinem aufs äusserste verfeinerten Hörsinn und seiner grossen Interpretationsbegabung), den Elegien auf den Grund zu kommen. Wenn man nämlich gewisse Seiten in Guardinis Buch gelesen hat, dann staunt man über seine Kunst, die bei Rilke ineinandergleitenden Bilder zu fassen (das hat vor ihm noch keiner so gekonnt). Was war das nur bisher oft für ein Hämmern und Hobeln an diesen Elegien herum, was für ein grobes Schnitzeln und Beissen, und in welche Verstiegenheiten haben sich gewisse Leute verirrt, um einer Sache, deren chiffrierten Sinn sie nicht erfassten, noch etwas abzugewinnen. Bei Guardini, trotz seiner etwas glanzlosen Sprache, ist das anders. Aber das Letzte fehlt. Ich bin jedoch keineswegs der Meinung, es sei nicht erfahrbar: heute nicht mehr, und mit der Auskunft: «Die Deutung des Rilkeschen Werkes erscheint unmöglich» (Osann) lassen wir uns nicht mehr zum Schweigen bringen. Man kann es deuten. Das zeigt uns jetzt Simenauer. Und darum ist sein Buch von so entscheidender Bedeutung, auch wenn es da und dort psychoanalytisch überbietet. Simenauer und Guardini, das wäre vielleicht die richtige Mischung, um aus den existentialistischen Spintisierungen rund um Rilke herauszukommen.

Bert Herzog.

## Zur West-Ost-Handelsdiskussion

Die West-Ost-Handelsdiskussion ist lebhaft in Gang gekommen und hat in der freien Welt eine beachtliche Zahl von Befürwortern gefunden. Der «Wochenbericht» der Bank Julius Bär & Co., Zürich (Julius Bär & Co., Zürich, Wochenbericht Nr. 15, 10.–23. 4. 1954), spricht von «Köder für den Westen» und äussert sich: «In der Tat gibt es in den Demokratien

immer eine ganze Anzahl ‚unpolitischer Geschäftsleute‘ und verblendeter Intellektueller, die sich durch geeignete Formeln betören lassen – insbesondere, wenn die verwendeten Schlagworte so unverfänglich lauten wie das jetzige: ‚Durch Welt-handel zum Weltfrieden!‘»

Die Frage ist die, ob der von Moskau geförderte neue

West-Ost-Handelsplan ein Mittel zur internationalen Entspannung und zur Stärkung des Friedens ist oder eine politische Waffe des Weltkommunismus?

### *Die Vorgeschichte*

In den Kreisen der Wirtschaftskommission für Europa (OECE) in Genf herrscht schon seit einigen Jahren die Auffassung vor, dass Westeuropa nicht auf den Osthandel verzichten solle und könne. Gunnar Myrdal, deren Generalsekretär, wollte zur Wiederbelebung des Warenaustausches mit dem Osten bereits im Jahre 1951 eine Konferenz in Genf durchführen. – Während der westliche Partner schon länger bereit war, im Rahmen der Wirtschaftskommission der UNO mit dem Osten ins Gespräch zu kommen, zeigte aber der östliche Partner erst überhaupt kein Interesse am Handelsausbau mit dem Westen und dann den Wunsch, nur mit Umgehung der OECE mit dem Westen ins Wirtschaftsgespräch zu kommen. Im April 1952 wurde in Moskau eine von der OECE völlig unabhängige «Internationale Wirtschaftskonferenz» durchgeführt. Die Konferenz wurde von der westlichen Welt allgemein als eine Bemühung der Sowjetdiplomatie, die kommunistische Friedensbewegung auch auf Kreise von Industriellen, Kaufleuten und Bankiers auszudehnen, betrachtet. Nach anfänglicher Unkenntnis und teilweiser Verwirrung bei den Eingeladenen (die Zahl der Teilnehmer war nach der «Prawda» vom 30. Oktober 1951 auf 400 bis 500 «Wirtschaftsfachleute, Industrielle, Landwirtschaftsexperten, Kaufleute, Ingenieure, Gewerkschafts- und Genossenschaftsvertreter... die sich zu den unterschiedlichsten... Anschauungen bekennen», beschränkt) traten allmählich die Hintergründe der Konferenz und die wirklichen Absichten Moskaus hervor. Moskau bezweckte: erstens Lockerung des von den Ländern des Westens über den Sowjetblock verhängten Embargos für strategisch wichtige Güter; zweitens Veranlassung gewisser Industrien und Finanzkreise, ihre Anlehnung an die USA aufzugeben und sich allmählich der Sowjetunion zuzuwenden; drittens Zwietracht unter den Ländern des Westens hervorzurufen. Weil diese Zusammenhänge ziemlich klar waren und in der bürgerlichen und sozialistischen Presse unumwunden ausgesprochen wurden, wurde in der Schweiz die Werbung für die Moskauer Wirtschaftskonferenz als Teil der grossen Propagandaoffensive gegen den Westen abgelehnt. Der Bundesrat liess durch Herrn Petitpierre erklären, eine offizielle Einladung an das Bundeshaus sei nicht erfolgt, im weitern sei von Regierungsseite zu der Veranstaltung nichts zu sagen.

Hingegen machten nach der Konferenz die PdA und Friedensbewegung Propagandalärm für den Handel mit dem Osten. Die Reden über den Handel mit dem Osten, die die Kommunisten Emil Arnold im Nationalrat und Dr. Martin Stohler am Schweizerischen Friedenskongress im Herbst 1952 in Zürich hielten, wurden von der Kommunistischen Partei in einer Broschüre gesammelt publiziert.

Im Herbst 1952 berief Gunnar Myrdal alle Regierungen Europas zu einer Handelskonferenz nach Genf ein. Die erste Regierung, die ihre Teilnahme an dieser Konferenz absagte, war die Sowjetunion. Daraufhin sagten auch die Tschechoslowakei, Ungarn, Polen, Rumänien und Bulgarien ab. Die Sowjets begnügten sich noch, besonders auf den Weltfriedenskongress im Dezember 1952 in Wien hin, mit dem Propagandaauftrag der Moskauer Wirtschaftskonferenz.

### *Der rote Handel lockt*

Mit Beginn 1953 trat eine Wendung ein. Ende Januar 1953 besuchte der sowjetische Gesandte in Bern, Molotschkow, Gunnar Myrdal in Genf, um der Wirtschaftskommission der UNO den Vorschlag seiner Regierung zu unterbreiten, rasch eine West-Ost-Wirtschaftskonferenz nach Genf einzuberufen.

Man mutmasste damals, Sowjetrussland und seine Satelliten brauchten nicht bloss Wirtschaftskonferenzen zur Propaganda, sondern ganz einfach die Güter des Westens, um ihre Wirtschafts- und Aufrüstungspläne durchführen zu können.

Nach dem Tode Stalins erfolgten die Friedensgesten seiner Nachfolger. Im Westen setzte sich die Meinung durch, den Weg des Verhandeln mit dem Osten noch einmal zu versuchen. (Es entstand die Situation, in der die Kommunisten ihre Anstrengungen auf die massenorganisatorische Arbeit im Dienste der Sowjetdiplomatie verlegten.) In dieser Situation schien es den Sowjets und der kommunistischen Führung geboten, dem Westen gegenüber Interesse an einer Neugestaltung der Weltwirtschaft, ja einer weltwirtschaftlichen Integration zu zeigen.

Der entscheidende Schritt geschah in der ordentlichen Session der Europäischen Wirtschaftskommission von Ende März 1954, wo die Ostdelegierten geradezu in begeisterten Tönen die Nützlichkeit dieser Kommission hervorhoben. Auf Wunsch der Oststaaten kam, fast anschliessend an die Sitzung, im April in Genf eine Konferenz zur Förderung des Ost-West-Handels zustande. Eine von Grossbritannien und der Sowjetunion gemeinsam vorgelegte Entschliessung, der Ausschuss zur Förderung der Handelsbeziehungen zwischen West und Ost, der seine Arbeit mit dem Koreakonflikt eingestellt hatte, möchte seine Tätigkeit wieder aufnehmen, wurde einstimmig angenommen. Durch die Bereitschaft der Oststaaten ist es also zur Schaffung eines Organs zur gegenseitigen Wirtschaftszusammenarbeit gekommen. Was für Resultate der Handelsbelebung der dafür eingesetzte Ausschuss erzielt, wird man bald feststellen können.

### *Wirtschaftliche Bedenken*

Die Warner vom wirtschaftlichen Standpunkt (vgl. den erwähnten «Wochenbericht Julius Bär & Co.», Zürich, und Wilhelm Röpke, «Der Handel mit dem Roten Imperium», in «Schweizer Monatshefte», Heft 2, Mai 1954) machen geltend, dass es sich beim Ost-West-Handel auf dem Boden gemeinsamer Handels- und Wirtschaftsgrundsätze (also bei nicht bloss gegenseitigen Kompensationsgeschäften) um die Zusammenarbeit von «zwei entgegengesetzten Wirtschaftssystemen handelt, von denen zwar das westliche in seiner eigentlichen Aufgabe der Güterbeschaffung und Massenversorgung dem östlichen unendlich überlegen ist, im Austausch mit ihm aber gerade wegen seiner in der Freiheit wurzelnden Eigenart übers Ohr gehauen zu werden droht. Das war bereits im Handelsverkehr zwischen dem kollektivistischen Nationalsozialismus Deutschlands und der übrigen Welt vor zwei Jahrzehnten so gewesen, und es wiederholt sich nunmehr im Falle des kollektivistischen Systems Russlands in gigantischer Masse und mit noch vollkommenerer Skrupellosigkeit» (Röpke, a. a. O.).

Die zentral verwaltete Planwirtschaft der Ostländer könne wohl zeitweilig, infolge prekärer Versorgungslage, einen intensiveren Güteraustausch mit dem Westen anstreben, müsse aber, sowohl im Export wie Import von den Vorgängen am freien Weltmarkt unabhängig bleiben. «Der autarke Grosswirtschaftsraum bleibt tatsächlich nach wie vor Endziel und Grundlage des sowjetischen Systems... Ausser ganz spezifischen Produkten wie Pelzen, Holz oder Gold werden daher in grösserem Ausmasse nur sporadische Ernteüberschüsse auf den Weltmarkt kommen. Von einer Einordnung der Industrie (der Ostländer) in die internationale Arbeitsteilung oder von einer grundsätzlichen Neuorientierung zu sprechen, ist nur ein Anzeichen dafür, dass die immanenten Systemgesetzmässigkeiten der Planwirtschaft verkannt werden... Die Planwirtschaft ist ihrem Wesen nach nicht auf die Integration in den Westhandel eingerichtet, weil er zwangsläufig ihre Kreise stört. Durchbrochen wird dieser Grundsatz nur dort, wo sich ein besonders intensiver Ergänzungsbedarf geltend macht. Würde sich der Westen auf diesen Absatz als ein Dauerventil

verlassen, so wären früher oder später schwere Enttäuschungen unausweichbar. Denn die Parole der Konsumförderung kann im Osten jederzeit abgeblasen werden, wenn man die Zügel wieder hinreichend in den Händen hat» («Wochenbericht Julius Bär & Co.», a. a. O.).

### *Was auf dem Spiele steht*

Ist das Wirtschaftliche zu bedenken, so noch viel mehr das Grundsätzliche, das dabei auf dem Spiele steht. Im totalitären kommunistischen System ist, wie seinerzeit im nationalsozialistischen, alles dem politischen Ziele des Staates untergeordnet. Wenn daher Leute im Westen glauben, der Sowjetblock könne durch Intensivierung des Handelsaustausches dazu gebracht werden, auf die grundsätzliche Wirtschaftsautarkie zu verzichten, ein normales Glied der Wirtschaft und Völkergemeinschaft zu werden oder gar auf die Weltrevolution zu verzichten, so erliegen sie einer verhängnisvollen Illusion. Dem Sowjetregime und dem Weltkommunismus ist diese Illusion nur willkommen. Die kommunistische Propaganda stellt unermüdlich die sowjetische Bereitschaft zum Ausbau des Ost-West-Handels als Beweis für den Friedenswillen der Ostmächte hin.

Nach den vielen bisher vom Sowjetregime und der kommunistischen Bewegung erfahrenen Täuschungen und mit ihnen erlebten Enttäuschungen kann man doch unmöglich vertrauenselig glauben, Moskau habe plötzlich den Wert einer friedlichen wirtschaftlichen Zusammenarbeit entdeckt! «Geschäftssinn und politische Naivität», warnt Röpke, «reichen

sich die Hand, um uns zu überreden, dem neuen Vorstoss Moskaus in die Wirtschaft des Westens Vertrauen zu schenken und in denen, die misstrauisch bleiben und warnen, Querulanten und Doktrinäre zu sehen.» Und den, auf ihren «nüchternen Tatsachensinn» stolzen Geschäftsleuten schreibt er ins Stammbuch: «Dass das Drängen der Geschäftswelt nach mehr Handel mit dem Roten Imperium auch die politische Vernunft für sich hat, wird nicht schon dadurch bewiesen, dass es den Wind des privatwirtschaftlichen Interesses in den Segeln hat» (Röpke, a. a. O.) An der Tagung der obersten Führung des Kommunistischen Weltgewerkschaftsbundes Ende März 1954 in Wien soll eine Äusserung von dessen Präsidenten, des Italieners D. Vittorio, zum geflügelten Wort geworden sein: «Werfen Sie einem kapitalistischen Hundepack einen Knochen hin, so wird es sich auch um den Knochen raufen und dabei nicht sehen, dass wir das Fleisch vom Knochen bereits abgezogen haben!»

Das Misstrauen gegenüber einer angeblichen Wandlung Moskaus in Sachen West-Ost-Handel, gegenüber einem Regime, das bisher das abgeschlossenste und der offenen Welt feindlichste war und nun plötzlich als Anwalt der Vorteile der internationalen Arbeitsteilung auftritt, ist umso mehr angebracht, als die politischen Ziele, die es mit der neuen Rolle erreichen zu können hofft, unschwer feststellbar und mit bereits festgestellten Zielen völlig übereinstimmend sind. Die neue Rolle passt vorzüglich zur Absicht Moskaus, den Westen an einen tiefen Wandel seiner Absichten und Verhaltensweisen glauben zu machen und gleichzeitig unter die westlichen Länder Verwirrung und Zwietracht zu bringen. K. St.

## **Die politische Situation in Italien**

Die heutige politische Lage in Italien leidet unter den Wahlergebnissen vom 7. Juni 1953, dem Datum der letzten Volksbefragung. 28 396 610 abgegebene Stimmen, das sind mehr als 93% aller Wahlberechtigten, zeigten folgendes Bild:

Die Mehrheit sprach sich für die Beibehaltung des Regimes der Freiheit aus; mit 49,8% der Stimmen billigte sie die dahin zielende politische Richtung. Ein erheblicher Sektor der Opposition, der aus den Marxisten mit 35,3% der Stimmen bestand, trat für radikale Veränderungen ein, die vom Wirtschaftsleben bis zur Aussenpolitik reichen und einen Angriff auf die Demokratie selbst darstellen. Ein zweiter Oppositionssektor – bestehend aus der sogenannten Rechten, d. h. der Monarchistenpartei und den Neo-Faschisten der italienischen Sozialbewegung (M.S.I.) mit zusammen 12,7% – offenbarte die Unzufriedenheit eines Teiles der bürgerlichen Kreise mit einer gelegentlich wenig erfolgreichen Aussenpolitik – vor allem in der Triester Frage – und einer Innenpolitik, die man für ungeeignet hielt, um die wichtigsten nationalen Probleme zu lösen, wie z. B. die Befriedung der Gegensätze von Anhängern des alten und des neuen Regimes, die Arbeitslosigkeit usw.

Diese Unzufriedenheit antikommunistischer Kreise, die sich in den Stimmen der Sozialkommunisten nicht zum Ausdruck bringen konnte, mündete in die Rechtsopposition, zum Schaden der demokratischen Parteien der Mitte, die seit 1948 in verschiedenen Konstellationen die Regierung innegehabt hatten. Denn die Mitte verlor dadurch jene Mehrheit, die ihr nach dem aufsehenerregenden Wahlsieg vor allem der Democrazia cristiana vom 18. April 1948 eine grössere Stabilität verliehen hatte.

Dieses Zutagetreten der Mängel in den antikommunistischen Parteien, die es nicht verstanden hatten, sich zu Wortführern der Anliegen des Mittelstandes zu machen, bedingte

naturnotwendig das Suchen nach neuen Konzeptionen, die fähig wären, auch jene Anliegen zu vertreten. Und das umso mehr, als die Bedrohung von Seiten der äussersten Linken sich in keiner Weise verringert hatte.

Die Ereignisse seit 1953 haben denn auch gezeigt – zuerst mit den Versuchen De Gasperis und Piccionis, eine Regierung zu bilden, dann mit dem Ministerium Pellas, endlich mit dem neuen Versuch Fanfanis und zurzeit mit der Regierung Scelba –, dass die Stabilität der italienischen Politik völlig und einzig von einem Minimum an Verständigungsbereitschaft aller einer Klassendiktatur widerstrebenden Kräfte abhängt.

Die Wahlergebnisse zeigen das folgende politische Bild: Die äusserste marxistische Linke (Kommunisten, Partei der Sozialisten und andere Linkstendenzen) umfasste insgesamt 9 857 355 Stimmen; die demokratische Mitte (Democrazia cristiana, Liberale, Sozialdemokraten, Republikaner und andere Verbindungen der Mitte) erreichte 13 487 038 Stimmen; die Sammlung der Rechten ergab 3 744 491 Stimmen. Daraus folgt, dass die Summe der marxistischen Linken und der nationalen Rechten, die beide in Opposition zur Regierung standen, 13 602 146 Stimmen ausmachte gegenüber 13 487 038 der demokratischen Mitte.

Einzig im Licht dieser Zahlen lässt sich die heutige Lage in Italien verstehen, wobei man vor allem auf das Stimmenverhältnis der beiden grössten Parteien, der Democristiani in der demokratischen Mitte, die an der Regierung ist, und der Kommunisten unter den Oppositionsparteien zu achten hat.

### **Die kommunistische Gefahr**

Eine Analyse der Proportion der abgegebenen Stimmen dieser beiden Parteien ergibt zweifelsohne eine klare Voraussicht

der Gefahr, die das demokratische Regime in Italien bedrohen kann.

Der Beitrag der Kommunistischen Partei für die extreme Linke (die von 31% im Jahre 1948 auf 35,3% anstieg) betrug 6 120 809 Stimmen, das macht 22,7% aller Wahlberechtigten. Im Jahre 1948 zählte diese Partei hingegen nur 19%.

Die Democrazia cristiana ihrerseits hat total 10 859 554 Stimmen erreicht gegen 12 741 292 im vorausgegangenen Wahlgang. Es lohnt sich die Mühe, diese beiden grössten Parteien Italiens miteinander zu vergleichen, weil sich daraus die konkreten Konsequenzen auf der politischen Ebene abzeichnen; denn jeder Rückgang der Demochristiani schwächt die Stabilität der Kräfte der demokratischen Mitte in ihrer Gesamtheit zum vollen Vorteil einer extremen Politik.

### *Die Jungen*

Im Rahmen einer solchen Gegenüberstellung lässt sich ferner feststellen, dass die Partei der Demochristiani mit 40% Stimmenanteil bei den letzten Wahlen von seiten der Jungen zwischen 21 und 25 Jahren nur einen Zuwachs von 954 800 Stimmen erreichte, während die Kommunistische Partei mit 22,7% einen solchen von 1 042 000 unter den Jungen des gleichen Alters erzielte; proportional gesehen also fast das Doppelte. Hier zeigt sich vor allem die Gefahr der politischen Lage Italiens, wo der Kommunismus als eine wirklich fortschreitende und revolutionäre Macht erscheint, die zudem gut organisiert und mutig ist, und die für viele die einzige konkrete Hoffnung auf Erden darstellt.

### *Die Antiklerikalen und Indifferenten*

Fügen wir bei, dass der Kommunismus mit guten Aussichten auf die antiklerikalen Gruppen schauen darf, die unter der Jugend stark verbreitet sind. Mögen sich diese vorläufig auch noch als antikommunistisch erklären, so haben sie doch nichts wirklich Entscheidendes gegen den Marxismus unternommen, und in ihrer Tendenz neigen sie dazu, sich mit den Sozialkommunisten zusammenzuschliessen, um die Regierung unter Druck zu setzen und die Aktivität der Katholiken zu bekämpfen und einzuschränken. Zudem zieht der Kommunismus Nutzen aus dem religiösen Indifferentismus, der sich zum ersten Mal in der Geschichte Italiens als eine dynamische und aggressive Macht erweist, die sich um die soziale und von den Kommunisten geschürte Erbitterung gruppiert.

Mit Hilfe dieser beiden Kräfte koordiniert der Kommunismus seinen indirekten Angriff gegen die Katholiken Italiens, bevor er zum direkten Angriff übergeht, wobei er eine Technik der Infiltration und eine weit verzweigte Organisation von Aktivisten des kollektiven Materialismus in Anwendung bringt.

### *Die Regierungen und Parteien*

Zum *Schutz des demokratischen Regimes* haben die einzelnen Regierungen bis anhin eigentlich nur versucht, die Bewegungsfreiheit des Marxismus einzudämmen («containement»). Es hat sich jedoch gezeigt, dass dieses System für die Marxisten nur einen Umweg zum Ziel, nicht aber einen Zügel darstellte.

Heute sind die politischen Vertreter der Demochristiani sich bewusst geworden, dass die Stunde gekommen ist, gegenüber der nationalen wie der internationalen öffentlichen Meinung auf die reale Gefahr, die der Kommunismus für Italien bedeutet, energisch hinzuweisen, und dass dieser nicht länger als ein bequemes und einfaches Mittel betrachtet werden darf, um den unentschlossenen Bürgern Angst einzuflössen. Heute stellt der Grossteil der Italiener an sich und an die Umwelt die Frage: «Was macht denn die Kommunisten immer stärker in unserem Lande? Warum machen sie gerade bei uns ständigen Fortschritt?»

In der allgemeinen Einstellung des Antikommunismus beobachtet man eine gewisse Revision seiner Methoden, aber noch keineswegs eine klare und bestimmte Stellungnahme. Viel wurde von Kommunismus geredet und viel wird noch davon gesprochen, so viel leider, dass er zu einem entscheidenden Pol des politischen Lebens in Italien geworden ist. Man muss aber zugeben, dass die Demokratie nur wenig getan hat, um sich seinem Vormarsch entgegenzustellen. Die Democrazia war bestrebt, den Kommunismus hauptsächlich auf der, sicher auch entscheidenden, *Ebene der Theorie* zu bekämpfen, was aber im Querschnitt der Politik Italiens zu einer Zweiteilung führte, mit dem Resultat, dass der Kommunismus, der einzig eine Partei der extremen Linken, eine Splitterpartei im politischen Leben Italiens sein sollte, nun zur zweitgrössten Partei anwuchs, die gegenüber der heutigen bürgerlichen Kräftekonzentration die Alternative darstellt.

Wenn immer die Democrazia als Partei in die *Ebene der Taten* hinabstieg und eine konkrete Aktion unternahm, hat die kommunistische Gegenpropaganda solche Unternehmungen bis zum Erweis ihrer Bedeutungslosigkeit ohne konkrete Resultate zu minimalisieren gewusst. So gelang es dem Kommunismus, seine Gegner in einer absurden politischen Bewegungslosigkeit zu halten, woraus er dann Kapital für die eigene Sache schlug, indem er erklärte: «Es braucht eine andere politische Klasse, die Klasse der Arbeiter, wenn es in Italien anders werden soll. Wir sind an der Reihe.» Diese Haltung machte er zur Grundlage seines Gegenspiels, indem er all die unvermeidlichen Schäden und Mängel der jungen, aus den Zerstörungen und dem Elend eines verlorenen Krieges geborenen italienischen Demokratie für sich ausnützte.

### **Die kommunistische Taktik**

Das taktische Manöver des Marxismus, in dauerndem Ringen um Gefolgschaft bis aufs letzte vervollkommenet, besitzt, abgesehen von mehr zufälligen Einfällen, zwei charakteristische, durchgehende Züge: 1. Er konsolidiert die bereits gewonnenen und in eine extremistische Partei eingegliederten Kräfte mittelst einer streng hierarchischen Organisation; 2. nicht weniger wichtig ist, dass er sich durch kluge und ständige Ausnützung der Schwierigkeiten auf sozial-politischem Gebiet die Sympathie einer zahlenmässig bedeutsamen Masse erobert, die psychologisch für eine wohlwollende Aufnahme der politischen Vorschläge und Interessen des Marxismus disponiert ist. Mit andern Worten, er versucht ein System von – der Erfahrung angepasster – Lebendigkeit zu entwickeln, dessen Kern die Parteiorganisation, bestehend aus den leitenden Stellen und den eingeschriebenen Mitgliedern, und dessen Peripherie ein an die Parteihierarchie nicht gebundenes, aber um sie kreisendes Kraftfeld bildet.

Daraus entsteht die Verschiedenheit in Benehmen und Redeweise der marxistischen Parteien, vor allem der kommunistischen. Verschieden ist die Haltung innerhalb der Partei, verschieden die Äusserungen nach aussen gegenüber den Sympathisierenden. Hart, militärisch und kategorisch die erste, süss und verführend die zweiten.

Der Grundzug der kommunistischen Organisation liegt, wie schon gesagt, in der fein verästelten Infiltration, in der scharfen Kontrolle der eingeschriebenen Mitglieder und in der elastischen Beweglichkeit ihrer Führer. Diesen Zwecken dient die «Zelle».

### *Zelle, Sektion, Zehnergruppen und Aktivisten*

Die Zelle ist die kleinste Organisationsform innerhalb der Partei, besteht sie doch nicht selten nur aus einigen wenigen Gliedern. Ihre Beschaffenheit wird durch die Bedingungen auf dem Arbeitsplatz, wo die Mitglieder der Partei tätig sind, bestimmt. Deshalb hat die Zelle, die nur ein Glied der kommu-

nistischen. «Sektion» darstellt, keine festgelegte Zahl von Mitgliedern, noch kann sie dies haben. Die Zusammensetzung wird durch das Direktionskomitee der Sektion festgelegt. «Es wäre naiv, zu glauben, dass ein Zellenchef durch Wahl entsteht. Zellenchef wird man durch Studium und Arbeit... und es ist demokratisch, ihn zu ersetzen, wenn man feststellt, dass die Wahl ein Fehlschlag war oder die Zelle der Untätigkeit verfällt», besagt eine neuere Verfügung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei.

Die Aufgaben einer Zelle sind zahlreich: Politik, Propaganda, Mitgliederwerbung, Presse, Förderung des administrativen Studiums usw. Das genau umschriebene Ziel für diese Aufgaben bestimmt die Sektion, welche die Kontrolle über die Zelle ausübt. Eine ähnliche Überwachung wird von Zwischeninstanzen, die neuerdings von der Kommunistischen Partei Italiens eingerichtet wurden, zwischen Zellen und Sektion ausgeübt. Solche sind die «collettori» und die «gruppi di dieci». Die gesamte Anhängerschaft des Kommunismus ist nämlich aufgeteilt in Gruppen von je zehn Personen, die über dem «collettore» stehen, der gleichsam ein Aktivist von Beruf ist. Die Kommunistische Partei verfügt heute über total 300 000 solcher Aktivisten, die die Aufgabe haben, die Kameraden für die Sitzungen der Zellen einzuberufen, die Gründe ihres Fernbleibens zu überprüfen, den Fortgang der ihnen anvertrauten Arbeit zu überwachen; ferner zu sehen ob sie die Parteipresse lesen, die monatlichen Beiträge entrichten, ob sie in den Gewerkschaften und andern Massenorganisationen aktiv sind. So die Resolution, die dem VI. Parteikongress vorgelegt wurde. Insgesamt bekleiden augenblicklich über 360 000 Kommunisten solche Posten und Ämter. Sie sind so verteilt, dass sie die eingeschriebenen Mitglieder ohne Amt kontrollieren, die Massen überwachen und unter ihnen eine geschlossene und einheitliche Linie des Vorgehens sicherstellen können. Mit Hilfe dieses mit immer kleineren und engeren Maschen versehenen Netzes hat die Partei die Menge ihrer Anhänger jederzeit vor Augen und verfügt über eine lückenlose Kontrolle der Wähler.

#### *Der CGIL<sup>1</sup>*

Zur Grundstruktur der Partei gehören zudem noch zwei weitere gewichtige Systeme zur Infiltration und Verbreitung, die den Organisationsapparat verstärken und vervollständigen. Sie bestehen aus dem Gesamtverband der italienischen Arbeiter (CGIL) und aus den ausserparteilichen Vereinigungen.

Der CGIL zählt heute 5 000 000 eingeschriebene Mitglieder. So lautet wenigstens die offiziell angegebene Zahl. Von diesen sind mehr als 1 500 000 eingeschriebene Mitglieder der Kommunistischen Partei Italiens (PCI). Ein Teil der übrigen gehört der PSI (der linken Sozialistenpartei) an oder ist politisch nicht gebunden.

Trotzdem stellt für die von der Kommunistischen Partei geplanten Umtriebe der CGIL das motorische Zentrum dar. Der Generalsekretär des Verbandes, Giuseppe di Vittorio, konnte erklären, dass er jederzeit in der Lage sei, die Gedanken und Wünsche der 5 Millionen Arbeiter im CGIL zu erfahren.

Hier ist also das günstigste Jagdrevier für die Kommunistische Partei, und folglich wird es auf das genaueste überwacht. Jedes kommunistische Parteimitglied des Verbandes wird nicht nur dieser Wachsamkeit, die keine Ausflüchte und keine Abschweifungen duldet, unterworfen, es hat ausserdem Spionagedienste zu leisten, den unpolitischen oder anders orientierten Arbeitskameraden zu überwachen und ständig hinter ihm her zu sein in der Absicht, ihn zu überzeugen. So steht jeder unter der Kontrolle seines Kameraden. Es entsteht ein Geflecht, das an einem einzigen Strang (dem Untergebinde)

in den Händen der Zentralleitung liegt und so eine aufs äusserste gesteigerte Manövrierfähigkeit besitzt. Das verleiht dem CGIL und durch ihn der Kommunistischen Partei eine Handlungseinheit, auf die sie von einem Augenblick auf den andern zählen kann.

#### *Ausserparteiliche Tarnorganisationen*

Die andern ausserparteilichen Organisationen, die der Partei zur Seite stehen und sie vervollständigen, sind so angelegt, dass sie alle restlichen Sektoren und Kategorien umfassen und dabei ihre tatsächliche Unterordnung unter die Partei verschleiern.

Nur die wichtigsten seien hier angeführt: die Landesliga der Genossenschaften, die Landesunion italienischer Frauen, der Landesverein der italienischen Partisanen, die Ausschüsse zum Wiederaufbau, die Vereinigung italienischer Mädchen, die Vereinigung der Pioniere Italiens, die Internen Kommissionen für Verwaltungen und Fabriken, die Vereinigung der politisch verfolgten Antifaschisten, die Ausschüsse für Bodenpflege, die Ausschüsse zur Landessolidarität, und andere mehr.

Ferner, mehr in die Tiefe wirkend, die verschiedenen Vereinigungen von Familienvätern, Bürgerfrauen, Hausfrauen, Knaben, Studenten, die Volksbuchgemeinde und endlich die sogenannte christliche Friedensbewegung.

Dieser gigantische organisatorische Komplex bildet ein gefügiges Werkzeug, mit dem die Kommunistische Partei auf den Plätzen, in den Fabriken, auf dem Land und überall arbeitet und kämpft.

#### **Einfaches aber vielschichtiges Vorgehen**

Die Methode der Kommunisten ist einfach im Endziel, in ihrer Substanz, aber vielschichtig und sorgfältig abgestimmt.

Die wirksamste Waffe, deren sie sich am häufigsten bedienen, besteht in der Dialektik. Diese Dialektik ist geschmeidig und passt sich ebenso dem Verständnis der Analphabeten wie der Intellektuellen an. Sie wird in eigenen Schulen gelehrt.

#### *Schulen*

Die Ausbildungsschulen der Italienischen Kommunistischen Partei stehen in der Parteigeschichte einzig da. Systematisch auf passende Orte verteilt, veranstalten sie je nach den Verhältnissen verschiedene Kurse. Es werden Semester-, Monats-, Wochenkurse gegeben, die jeweils einem bestimmten Studienplan, zum Beispiel der Vorbereitung auf die Wahlkampagne im Süden, angepasst sind. Drei Schulen bildeten sich als «Zentralen» heraus: in Rom, Bologna und Como. Dazu kommen drei weitere, in denen Semesterkurse abgehalten werden zur Ausbildung jener, die man für höhere Posten geeignet hält. Sie stellen eine Art Hochschule dar mit den verschiedenen Studienzweigen: Wirtschaftslehre, Politik, Geschichte der Kommunistischen Partei, marxistische Philosophie, Taktik und Methodologie, Geschichte Italiens.

Eine Resolution der zentralen Schulkommission der Partei vom Dezember 1950 betreffend die Programme und Pläne zur ideologischen Hebung der Masse betont: «Es hat sich deutlich gezeigt, dass die Tendenz, Programme auszuarbeiten, nach denen die Schüler über alle Aspekte unserer Lehre unterrichtet würden, bekämpft werden muss... Das Hauptziel unserer Schulen besteht in der Vermittlung einer Methode zur Untersuchung und Leitung...»

#### *i raffinati*

Dennoch gehen aus diesen Schulen die «Geläuterten» (i «raffinati») der Dialektik hervor. Es sind das jene, die nach dem Studium der Taktik und Methodologie sich «zur Führung

<sup>1</sup> CGIL = Confederazione Generale Italiana di Lavoratori

der Massen» und zur Verbreitung der Lehren eignen, sowohl bei den Parteigenossen, die vor Abweichungen und vor dem Schwachwerden im Glauben geschützt werden müssen, wie bei den antikommunistischen zumeist apolitischen Massen. Ihr Instrumentarium wurde schon oben geschildert: Zellen, interne Ausschüsse, gut getarnte Vereinigungen in der Hand der Partei, CGIL und so weiter, jede zur Werbung bei einer bestimmten Menschenkategorie oder einem bestimmten Kreis bereit, immer unter dem Vorwand eines Interessenkampfes, eines Rechtsstreites oder einer ethischen Parole.

Im Namen der Verteidigung des Arbeiters, seiner Rechte, seiner Forderungen, betätigt sich der CGIL. Damit legitimiert er seine politische Zielsetzung, zieht er Nutzen aus der Gerechtigkeit des Klassenkampfes, vermeidet er jeden Verdacht, legalisiert er die eigene Position, errichtet er sich ein Monopol im italienischen Syndikalismus.

Im Namen der Verteidigung der Frau beansprucht die «Union der Italienischen Frauen» (UDI) das Privileg, die Fraueninteressen zu vertreten. Im Namen der Widerstandsbewegung verbirgt die «Associazione Partigiani» die kommunistische Offensive. Und so geht es fort durch alle andern Vereine bis zur Presse, zum Kino, zum Literaturpreis, so dass es heute keinen Sektor des italienischen Lebens gibt, in dem die Stimme und die Tücke des Kommunismus nicht fest eingebaut wären, in den sie nicht tief eingedrungen wären, und den sie nicht zu magnetisieren versuchten.

### Die Ergebnisse

Welchen Nutzen zieht nun die Kommunistische Partei Italiens aus dieser massierten Anlage? Welchen Ertrag für den kommunistischen Plan werfen die 30 Milliarden jährlicher Spesen ab, die für den Unterhalt von Schulen, Vereinen, Propaganda, Presse, Kundgebungen verausgabt werden? Wir werden die Antwort auf die für das Land lebenswichtigsten und bedeutendsten Punkte zu beschränken suchen.

An erster Stelle ist hier das erdrückende Übergewicht des Gewerkschaftsbundes zu nennen. Sein Einfluss auf die Arbeiter übertrifft bei weitem den seiner demokratischen Parallelorganisationen. Wer bei dem CGIL eingeschrieben ist, *weiss sicher*, dass er etwas erhält. Das Mitglied der CISL und der UIL dagegen *hofft*, etwas zu erhalten. Der junge marxistische Arbeiter ist überzeugt, dass nur seine Gewerkschaft im Dienst der Arbeiter gegen den ausbeuterischen Kapitalismus steht. Ein grenzenloses Vertrauen erfüllt ihn gegenüber seinen Parteiführern, er ist zu unbedingtem Gehorsam bereit; sich anders zu entscheiden, wird ihm durch den ständigen Kontakt mit den Aktivisten verunmöglicht, die ihm stets neue Glaubensspritzen verabreichen. Er fühlt sich betreut, beschützt und unterstützt. Alle anderen, die er sieht, verhalten sich so wie er. Das gibt dem CGIL eine keineswegs unbedeutende Manövrierfähigkeit, die er auszunützen versteht, indem er nicht nur jederzeit den demokratischen Gewerkschaften zuvorkommt, sondern diese auch in seine Manöver hineinverstrickt.

Als sich die Demochristiani 1948 von dem CGIL trennten, zerbrach die grundlegende Gewerkschaftseinheit, und infolgedessen erfuhr jede Massenagitation eine offensichtliche Begrenzung auf die Anhänger der Sozialkommunisten, so dass die kommunistische Wählerarbeit entlarvt dastand. Der CGIL gruppierte daraufhin seine Organisation um, setzte neue Richtlinien fest, vermied seine Isolierung und suchte Kontakte mit den neuen Bündeln.

Die Aktivisten erhielten Weisung, mit den katholischen oder überhaupt mit den nichtkommunistischen Arbeitern Berührungspunkte zu schaffen und mit ihnen Kampf- und Forderungspläne festzusetzen. Und die Schüler der verschiedenen Marx-, Lenin-, Stalinkurse zögerten nicht, sich unter der Ägide des Syndikalismus den antikommunistischen Arbeitern bei-

zugesehen, damit auf diese Weise über den beiden verschiedenen Zielen der gemeinsame Kampf in Erscheinung trete. So ist es dem CGIL gelungen, in allen Fragen über die Rechte der Arbeiter und in allen Kämpfen, die von diesen durchgeführt wurden, stets in der vordersten Reihe zu stehen.

Ähnliche Berührungspunkte suchten die Kommunisten mit der katholischen Jugend. Togliatti begrüßte öffentlich ein gemeinsames Vorgehen der katholischen und der kommunistischen Kräfte in der Frage der H-Bombe. Diese versöhnliche, honigsüße Haltung, die der revolutionären des Jahres 1948 ganz widerspricht, zeigt die Generallinie der neuen Direktiven (seit 1948) an. Ihre Ergebnisse zeigen die Wahlen vom Juni 1953. Die Kommunisten haben 1 500 000 Stimmen gewonnen und sind immer noch am Wachsen.

Mit dieser «gutmütigen» und nicht gewaltsamen Politik, mit dieser freundlich lächelnden Anbiederung an ihre direkten Gegner haben die Kommunisten gerade dort ihre Positionen verstärkt, wo sie fürchten mussten, das schon Erreichte wieder zu verlieren. Die Art, wie sie den Süden eroberten, ist bezeichnend. Der Süden war vorwiegend monarchistisch und konservativ, jeglicher revolutionären oder neuerungssüchtigen Bewegung abhold. Im Jahre 1951, am 7. Kongress der Kommunistischen Partei Italiens, stellte man ein Programm auf «zur Entwicklung der kommunistischen Politik im Süden». In Rom, Bologna und Como richteten die Kommunisten neben den örtlichen Parteischulen Kurse für die Delegierten aus Puglia, Calabrien und Campanien ein. Und den Schülern gab man ausserdem bereits erprobte Aktivisten aus Ravenna, Forli, Florenz, Modena, Savona, Livorno und anderen norditalienischen Städten bei.

### Eine Unsicherheit ist zu beheben

Die Diagnose dieses negativen Aspektes – die mehr die quantitative als die qualitative Stärke des Kommunismus in Italien aufzeigt – dehnt sich natürlich auf den gesamten politischen Sektor aus, in dem der Marxismus prädominiert.

Sie zeigt die unmittelbare *Dringlichkeit* auf, die ideologische, politische, wirtschaftliche und soziale Unsicherheit, die der Kommunismus gebracht hat, zu klären. Wie die antikommunistischen Parteien und vor allem die Parteien der demokratischen Mitte, insbesondere die Demochristiani, diese Klärung herbeiführen wollen, soll bei anderer Gelegenheit dargelegt werden. Schon jetzt soll aber gesagt sein, dass die Christlichdemokraten die ersten waren, die sich durch ihre Vertreter in der Regierung in diesem Sinn betätigten, und die sich so das Privileg sicherten, immer noch der stärkste Damm des Widerstandes gegen den Kommunismus zu sein.

Nicola Di Girolamo.

## Wir suchen

*Acta Apost. Sedis*, 1870—1949 (incl.)  
*Scholastik* (Valkenburg) 1920—1948  
*Zeitschr. f. kath. Theologie* (Innsbruck) 1920—1934,  
 1937, 1938, 1941—1946  
*Schweiz. Kirchenzeitung* (Luzern) 1918/19, 1926—1940,  
 1944, 1950  
*Theolog. Literaturzeitung* (Berlin) 1930—1949  
*Theolog. Revue* (Münster i. W.) 1930—1949  
*Wort und Wahrheit* (Wien) 1946, 1947  
*Divus Romas* (Fribourg) 1936—1938, 1941—1953  
*Hochland* 1927—1945  
*Linzer Theolog. Quartalschrift* 1950—1953  
*Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft* (Tübingen)  
 Auch einzelne Jahrgänge sind uns willkommen  
 Freundliche Angebote erbeten an die Bibliothek des  
 Apolog. Institutes, Auf der Mauer 13, Zürich 1



## GLETSCH

### Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

### Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

## Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

### Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

### Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn. Mahlzeitenaustausch. Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor der Seiler-Hotels, Telefon (028) 771 04.

## EGGISHORN

### Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

## RIEDERALP

### Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN.**

## VERBILLIGTE BÜCHER

### Paul de Chastonay, Introibo

Ein Priesterbuch, Lesungen und Erwägungen über das Missale. 174 Seiten, Halbleinen, früher DM 6.— jetzt DM 2.85

### Friedrich Muckermann, Frohe Botschaft in die Zeit

Ein Jahrbuch als letztes Vermächtnis. 317 Seiten, Ganzleinen, früher DM 13.50 jetzt DM 4.80

### Hugo Rahner, Abendländische Kirchenfreiheit

Dokumente über Kirche und Staat im frühen Christentum. 380 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag. früher DM 14.40 jetzt DM 6.25

### Balthasar H. Urs von, Prometheus

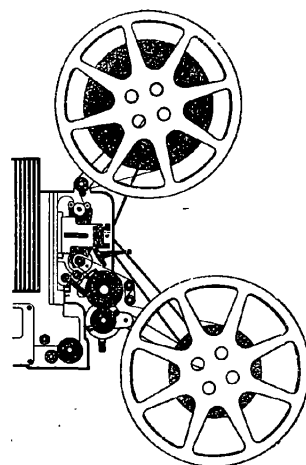
Studien zur Geschichte des deutschen Idealismus. Halbleinen, früher DM 14.80 jetzt DM 4.80

### Salzer, Literaturgeschichte. Sturm und Drang

Halbleinen, 2 Bände, 1045 S. Illustr. früher DM 30.— jetzt je DM 5.90

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung, Heidelberg O, Schliessfach 140



### Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild  
kein Flimmern  
Regulierbare Tonoptik  
für Schwarzweiss und  
Farbenfilm

### Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf  
ab Generalvertretung:  
R. Bader, Grüngasse 8  
Zürich 4, Tel. 051/25 67 53

## DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm

Die beste Empfehlung:  
Stets grosser Mitgliederzuwachs!  
**Christlichsoziale Kranken-  
u. Unfallkasse der Schweiz**



Bischöflich empfohlenes

Privat-  
Gymnasium

für reifere Anfänger ab  
15 Jahren

Rascherer  
Studiengang  
zur  
Matura

Freie Berufswahl

Beginn des  
23. Kursjahres  
Ende September

Prospekte Jahresbericht  
Referenzen

Rektorat St. Klemens  
Ebikon (Luz.)

## PHOTO-APPARATE- REPARATUREN

Bei Reparaturen, die per  
Post zugestellt werden,  
bitte genauen Auftrag  
beifügen.

## O. BUSCH

Spezialwerkstätte  
für Photoreparaturen und  
Feinmechanik

Zürich 1 / Rennweg 20  
Telephon (051) 27 90 04

# Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Gené

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Marigny  
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierra

**Kassa-Obligationen**

**Spareinlagen** (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig



**Neuer Besitzer  
Neue Leitung**

Obw. 750 m ü.M. Gediegen renoviert. Ruhige Lage. Herrliche Sicht. Waldreiche Umgebung. Heimeliges Familienhotel. Säle für Hochzeits- und Vereinsanlässe. Vorzügliche Küche. Zimmer mit fl. W. und Balkon. Bewusst betonte Heimeligkeit. Devise: Erholung für Körper und Seele! — Tagespauschal ab Fr. 14.50.  
Tel. (041) 85 15 12. Dir. X. Huber-Albisser

*Dem Neupriester schenken wir*

Michael Pfliegler

## Priesterliche Existenz

3. Auflage, 6.—11. Tsd., 442 Seiten, Ln. sfr. 16.—  
Gross angelegter Aufriss der Existenzlage des Priesters.  
Übersetzungen in fünf Weltsprachen!

Carl Holböck

## Handbuch des Kirchenrechtes

2 Bände, 510 bzw. 646 Seiten, Leinen sfr. 55.—  
(Tyrolia-Innsbruck, Herder-Wien)

*In jeder guten Buchhandlung erhältlich*

**Tyrolia-Verlag / Innsbruck - Wien - München**

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Mostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

## Eine bedeutsame Neuerscheinung

**Ein aufrüttelnder Appell zum Gespräch  
zwischen den Konfessionen**

GEORG DONATUS

## Wir sind gerufen

*Oekumenische Besinnung eines Protestanten*

192 Seiten, Halbleinen DM 6.50

In der geistigen Vorbereitung auf einen neuen Katholikentag — der 1954 anlässlich des Bonifatiusjubiläums in Fulda stattfinden wird — sollte man gerade diese Stimme beachten und sich überlegen, was zu tun ist, um das beginnende Verständnis weiter zu fördern.

Neues Abendland

Das Buch ist ein Beitrag zum Gespräch zwischen Protestanten und Katholiken. Es ist die Stimme eines protestantischen Laien, der von der Römisch-Katholischen Kirche beeindruckt ist. Wir sollten solche Stimmen ernst nehmen, auch wenn unsere Antworten auf die den Verfasser bewegenden Fragen anders lauten.

Evangelischer Botschafter

Knapp und eindrucksvoll, getragen von tiefster Verantwortung wird die jetzige Lage des Protestantismus umrissen; das Ringen um einen neuen Kirchenbegriff gewürdigt: von selbst stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zu der katholischen Kirche, zumal nach der Verkündigung des Mariendogmas 1950... Ein Buch, das durch seine Ehrlichkeit überzeugt, seinen Ernst aufrüttelt, durch seine urchristliche Haltung den Weg zur Una Sancta weist, Katholiken wie Protestanten gleichermassen zu empfehlen.

Der christliche Pilger

Keine «Studie» zum Una-Sancta-Thema! Hier ruft eine christliche Persönlichkeit dazu auf, das Schicksal der getrennten christlichen Brüder immer neu zu überdenken. Der Verfasser sieht das Schicksal verknüpft mit dem des deutschen Volkes. Er glaubt daher an die Möglichkeit, dass es nach Gottes Willen der geschichtliche Auftrag der deutschen Christen sein könne, die Vereinigung der christlichen Konfessionen heraufzuführen. Das vorliegende Buch ist weit entfernt von schwärmerischer Nivellierung der Gegensätze im Religionsgespräch.

Oberrheinisches Pastoralblatt

**SCHWABENVERLAG STUTTGART**

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich